Des Herrn von Loen
Freye Gedanken

von

dem Hofe, dem Adel, den Gerichts-Höfen, von der Policey, von dem Gelehr-ten- Bürgerlichen- und Bauren-Stand, von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa;

samt

einem Anhang
zweyer Abhandlungen

von der

Kriegszucht und der Ausbreitung falscher Siege und Vortheile im Krieg.

Ulm, Frankfurt und Leipzig
bey Johann Friederich Gaum
1760.

Von dem Hofe.

Vor Zeiten hatte der gröste König kaum so viel Leute an seinem Hofe, als heut zu Tage ein mittelmäßiger Fürst. Der Adel erschien daselbst nicht ehender, als bis man Ritterspiele hielt, oder wichtige Rathschläge pflog. Er wurde nicht besoldet, daß er im Müßiggang und in Ueppigkeit lebte, und durch seine Unordnungen den Staat, den Hof, das Land, und sich selbst verdarb.

Ein Canzler, einige Räthe, und ein paar Schreiber, waren zu den Geschäften des Staats genug. Die übrigen Beamten sassen in den Dicasterien: der König und das Reich waren ruhiger bey wenig Bedienten. Der Hof hatte zwar seine Aemter, sie wurden aber nicht unter so viele Oberämter getheilet, daß ein jedes wieder einen besondern Hof ausmachte. Diese Bediente müssen wieder so viel Bediente, und diese abermahl so viel Aufwärter, Leibdiener und Gesinde haben, daß die größte Einkünfte eines Staats kaum zulänglich sind, so viele müßige Leute zu ernähren.

Ein

Ein gleiches Ubel herrschet auch bey den Armeen im Felde; ein jeder Befehlshaber führet einen grossen Schweif von unnöthigen Bedienten mit sich. Diese fechten nicht, sondern verzehren nur, was die arme Soldaten entbehren müssen. Sie beschweren die Züge, bringen den Mangel ins Lager, und schaden dadurch der gemeinen Sache.

Wie diese Unordnung nicht auf einmal, sondern nach und nach entstanden ist; so kann sie auch nicht wohl auf einmal wieder aufgehoben werden. Die Zeit, das Alter, der Tod, geben von sich selbst darzu die Gelegenheit; man schaft keine alte Bediente ab; man nimmt nur keine neue mehr an, und macht keine unnöthige Aemter, um müssige Leute unter zu bringen.

Viele Staatsdiener taugen zu nichts, als daß sie die Macht eines Fürsten schwächen, den Staat verwirren, allerhand Zwiespalt erregen, ihre Banden und ihren Anhang auf Unkosten des gemeinen Bestens empor treiben, und öfters selbst dem Regenten Gesetze geben.

Die Geschichten sind voll von solchen Exempeln. Wer mehr Bedienten hält, als er vonnöthen hat, der macht sich dadurch viel Geschäfte und Verdruß zugleich. Es ist nichts übler zu regieren und in Ordnung zu halten, als Leute, die voll auf leben, und nichts zu thun haben. Sie sind sich und dem Staat zur Last. Ein Fürst muß dem-

noch für seine Leute die Gnade haben, und ihnen nicht nur Brod, sondern auch Arbeit geben.

Die Majestät braucht keines erborgten Glanzes: sie macht sich durch sich selbst verehren; der unordentliche Schwarm der vielen geputzten Menschen, welche den Hof zieren und das Land arm machen, ist keine wahre Hoheit; man überlasse diese kleine Ehre Staat zu machen, der Leibwache, den Kriegsbeamten, und dem jungen Adel; welcher letztere eine zeitlang den Hof besuchen sollte, um daselbst eine anständige Lebensart und gute Sitten zu lernen.

Durch die Einziehung der vielen unnöthigen Bedienten, kann ein König des Jahrs über Millionen ersparen, und dadurch seine Regierung desto ruhiger und glücklicher machen.

Von den Gerichts-Höfen.

Ein auszehrendes und jämmerliches Uebel ist heut zu Tage die Unordnung und Weitläuftigkeit der Processen. Hier dienet die Gerechtigkeit zu einem Handwerk, ihre Verwalter zu ernähren, und diejenige, die bey ihr Hülfe suchen, zu verderben. Es würde eine grosse Glückseeligkeit für die Menschen seyn, wenn man die Weitläuftigkeit der Rechtshändel sowohl, als die abscheuliche Zungendreschereyen der Gewissenlosen Advocaten abstelle nkönnte.

Es wäre solches nicht unmöglich. Eine ordentlich eingerichtete Landesordnung, darinn alle Hauptfälle und Rechtsfragen auf das allerdeut-

lichste

lichste in gemeiner Landessprache verfasset würden: ein Gericht aus redlichen, vernünftigen und Rechtskündigen Männern, die keinen weitern Nutzen von einem Proceß zu gewarten hätten, als daß sie ihn kurz und gut ausmachten; und dann die Abschaffung aller Gerichtssporteln, Formalien, Fatalien und dergleichen oftmals recht kindischen Umständen, die nur darzu ersonnen sind, um die Gerechtigkeit zu verwirren, und eine Menge unnöthiger Gerichtsdiener zu unterhalten; diese drey Dinge würden zur Verwaltung der Gerechtigkeit einen viel leichtern Weg bahnen.

Ein jeder Kläger könnte auf diese Art entweder seine Sachen mündlich oder schriftlich selbst vortragen, und darüber ein Urtheil erwarten; geschähe solches gleich nicht allemal förmlich, und nach einer ausgekünstelten Rechtsgelehrtheit; so könnte man doch daraus desto besser die Wahrheit erkennen; und ein geschickter Referent, mit weniger Mühe, einen kurzen Verlauf der Sachen (speciem facti) entwerfen, folglich ohne weitere Umstände, den Spruch heraus bringen.

Würden dabey nicht jederzeit die Formalien beobachtet, so wäre dieses nur ein kleines Uebel, wenn nur das Recht nicht selbst darunter leidet, ja, sollte auch dieses zuweilen darunter leiden, so wäre auch dieses Uebel noch nicht so groß und grundverderblich, als die abscheuliche Weitläuftigkeit der Processe. Ein Uebelthäter leidet vielweniger, wenn man

ihm nach einem kurzen Stand-Recht, den Kopf herunter schmeißt, als wenn man ihn etliche Jahr lang in einer finstern Gruft lebendig vergraben hält. So verlieret auch mancher weit glücklicher eine Summa Geldes in der ersten Instanz, als wenn er, durch die Kunst der Advocaten, sein ganzes Leben durch mit Gram und Aergerniß zubringen muß, ja selten seinen Proceß ehender gewinnet, als wenn er das Leben verlieret.

O verkehrte Welt! O Jammer der Zeiten! Der Unschuldige leidet, man drückt ihn, man bringt ihn um einen Theil von seinem Vermögen: Er denkt, die Obrigkeit mag richten: GOtt hat sie darzu eingesetzt: Er klaget, man höret ihn; aber seine Klage ist nicht förmlich; er muß einen Advocaten annehmen: Dieser hat auf den Schlendrian geschworen, und der Schlendrian ist dargegen erkenntlich: Er schmeltzt ihm seine Suppen: Er macht seinen Schornstein rauchen: Der Client verläßt sich auf seine gerechte Sache, und der Advocat auf seinen Clienten. Sie gehen miteinander die Formalien durch; es kommt kein Spruch: Der Client will ungedultig werden: Der Advocat aber tröstet ihn, er spricht, seine Sachen stünden *gut*: Es folgt ein communicetur nach dem andern: dann werden Zeugen abgehört, dann Eyde erkannt, dann über jeden Punct neue Erläuterung und Beweise gefordert: Der andere excipirt, replicirt, duplicirt, triplicirt, quadruplicirt. Endlich erscheint

ein Spruch: Der Client zahlt mit Freuden dem Advocaten seine lange Rechnung: Er denkt, mein Proceß ist zu Ende: Ich habe gewonnen. Der Gegentheil appellirt: da geht der Proceß von neuem an. Hier kann der Advocat allein nicht helfen: hier müssen Agenten und Procuratoren angenommen werden. Hier gilt so viel pro arrha, so viel pro honorario, so viel für deservit, so viel für Briefe, und dergleichen. Der Client erschrickt über alle diese Dinge: aber wie, spricht er, ist dann kein GOtt, ist dann kein Recht? Der Proceß wird indessen eifrig fortgesetzt, der Richter findet immer noch etwas zu erinnern. Die Sache will nicht fort: Ein Jud, ein altes Weib, oder ein verdorbener Banckerottirer kommt zu dem Clienten, und giebt ihm einen Anschlag, seinen Proceß zu gewinnen: dieser bestehet darinn, daß er spendiren soll: nicht dem Referenten, nicht dem Richter, sondern hier und da und dort. Der Client denkt, der Proceß habe ihm schon so viel gekost, er wolle auch noch dieses daran wagen. Der Spruch kommt: Der Proceß ist wieder gewonnen. Nun GOtt Lob und Dank, spricht der ehrliche Mann, daß ich doch endlich wieder zu meinem Geld komme. Allein vergebliche Freude! Neues Weh! Die Gegen-Parthey sucht restitutionem in integrum: Sie wird erkannt, und warum nicht? Die Gerichts-Ordnung bringt es ja so mit sich: Es kommen Revisiones actorum, Leuterationes, Dilationes, &c. Der Client kriegt darüber die

Auszehrung: die Kräfte sinken: der Muth schwindet. Er borget Geld, um seinen Proceß fortzuführen. Er erlebt davon nicht das Ende; seine so lang geführte Rechts-Klage wird eine traurige Erbschaft für seine Kinder: darinn beruhet ihr ganzes Vermögen: ihre Noth, ihr anhaltendes Ueberlaufen, zwingen endlich den Richter zur Ungedult und zu einem Spruch. Die Execution wird erkannt, allein sie reget sich nicht: sie hat steife Hände; sie können sich nicht bewegen: Die Gold-Essenz, damit man sie schmieret, fehlet. Die Clienten haben den Proceß gewonnen, und bleiben arm.

Wer sich einbildet, man trieb allhier die Sache zu weit, der gehe nur an die vornehmste Gerichts-Höfe, und lasse sich daselbst eine Verzeichniß der Processen geben, die über fünfzig, ja gar über hundert Jahr vor Richter und Recht geschwebet; er wird mit gerührtem Mitleiden, wo nicht mit Grausen und Entsetzen, die traurige Schicksale solcher unglückseligen Partheyen hören; und bekennen müssen, daß sie wären glücklicher gewesen, wenn sie auch gleich bey der ersten Instanz ihren Proceß verlohren hätten.

Noch eins: sollte man den Schlendrian abschaffen, was würde man hernach mit den vielen Juristischen Büchern machen? Sollten die Buchhändler solche alle ins Maculatur schlagen? Die meisten dürften vielleicht keiner grössern Ehre würdig seyn; doch finden sich darunter auch viele gute

und

und vortrefliche Schriften, die man nicht genug in Ehren halten kann: theils sind sie auch nöthig. Denn daß ein Richter ein Rechtsgelehrter, wie der Geistliche ein Schriftgelehrter, und der Artzt ein Naturkündiger seyn soll, ist wohl keine Frage. Ein Richter muß also die Gründlichkeit und die Ordnung einer Wissenschaft besitzen, welche ihn fähig macht, die verwickelste Vorfälle zu entscheiden, und über die verworrenste Streitfragen ein geschicktes Urtheil zu fällen. Die wohl ausgearbeitete Rathschläge berühmter Rechtsgelehrten dienen hierzu: Sie sind billig als Schätze einer so nöthigen Wissenschaft aufzubehalten: Auch sind die Römische Gesetzbücher mit nichten hintan zu setzen: Die Römer waren kluge Leute, sie hatten trefliche Einsichten: Sie waren geschickt, Gesetze und Ordnungen zu machen. Wir können uns in gleichen Fällen ihrer Aussprüche noch mit gutem Vortheil bedienen. Nur darinn gehen wir zu weit, wenn wir bey unserer heutigen Verfassung, die so sehr von der Römischen entfernet ist, da wir andere Sitten, andere Gebräuche und eine andere Religion haben, alles noch auf Römisch schlichten und ausmachen wollen.

Wie nun die gröste Schwierigkeiten bey den Processen dadurch gehoben würden, wenn ein jeder seine Klagen einfältig, ohne Rechts-Allegationen, und Einstreuung fremder dahin nicht gehörigen Dingen, in Person, oder durch einen Sachwalter, oder bey höhern Gerichten, schriftlich vortragen,

und darüber sein Urtheil erwarten müßte; also sollte auch ferner nicht wenig zur Erleichterung des Justitz-Wesens mit beytragen, wenn alle Kaufleute, Künstler und Handwerker; ingleichen alle Kirchspiele, Universitäten, Kriegsämter, und dergleichen, ihre gewisse Ordnungen und Gesetze unter sich hätten, auf solche mit Nachdruck hielten, und ihre dahin gehörige Streitigkeiten, als bey ihrer ersten Instanz, durch ihre Aeltesten und Vorsteher ausmachen liessen; wobey ihnen auch zu gestatten wäre, alle Unordnungen und Verbrechen, welche nicht in die peinliche Rechte liefen, mit gewissen Geldbusen und willkührlichen Strafen zu ahnden.

Auf diese Weise würden die Richter nicht über alle und jede Kleinigkeiten, so oft und viel angelaufen werden, und die meiste Sachen, welche bey den Ober-Dicasterien, wegen der Menge der Klagenden und der weitläuftigen Proceß-Ordnung öfters gar liegen bleiben, könnten zum Besten der streitenden Partheyen weit kürzer und mit weniger Mühe ausgemacht werden.

Von der Policey.

Die Policey ist das einzige Mittel im bürgerlichen Leben Ruhe, Ordnung und gute Sitten zu unterhalten. Es ist nicht genug, daß man einen Staat gegen auswärtige Feinde schützet, und darinn die Nahrung zu befördern sucht. Ein Volck, das bey seinem Ueberfluß keine Policey hat, ist wie ein wohl-

gefüttertes Pferd, welches nicht zu geritten ist; es lässet sich schwer regierē, und gehet öfters mit seinem Reuter durch, wenn es ihn nicht gar herunter wirft.

Bey den alten Deutschen galten, nach dem Zeugniß eines Römischen Geschichtschreibers, die guten Sitten mehr, als die Gesetze. Betrübtes Andencken! Nun gelten schier weder die eine noch die andere mehr. Wir leben bey allem Druck der Gewaltigen, in einer Sorgenlosen Freyheit. Ein jeder thut, was er will: wir wagen alles, wir sezen alles aufs Spiel. Geräths, so geräths: wer verdirbt, der verdirbt. Man schilt auf böse Zeiten: man wirft die Schuld auf die Regenten; wo nicht gar auf die göttliche Vorsehung. Dieses ist die allgemeine Philosophie; so urtheilt der Pöbel, so denckt der Burger, so vermißt sich der Adel. Was Wunder, daß die alte Redlichkeit verloschen ist, daß die Bosheit herrschet, daß die Unordnungen überhand nehmen, und die Laster schier zu Tugenden geworden sind.

Billig sollte man die Policey in den Tempeln suchen. Billig sollte die Religion selbst uns zu ihrer Beobachtung anhalten: billig sollten die Begriffe von GOtt, der alles durch Weisheit und Ordnung regieret, auch die Menschen bewegen, all ihr Thun gleichfalls nach dieser Regel einzurichten. Weil aber die Religion ihre Kraft, und die Tugend ihr Ansehen bey den Menschen verlohren hat; so ist es nöthig, sie wenigstens durch eine gute Policey

von

von den gröbsten Ausschweifungen und Lastern abzuleiten und, wann es möglich wäre, sie auch zum Guten zu zwingen.

Die Haupt-Absicht einer guten Policey gehet dahin, Ruhe und Ordnung, Zucht und Sicherheit, Nahrung und Billigkeit im gemeinen Wesen zu erhalten. Sie duldet nicht, daß einer sein Gut verprasse, noch daß er dessen Verlust auf den Umschlag der Karten und Würfel setze: sie duldet nicht, daß sich die Leute ohne alle Vernunft heyrathen, und nachgehends ihre Ehen mit Zank und Hader führen: sie duldet nicht, daß man die Kinder übel erziehe, und im Luder und Müssiggang aufwachsen lasse; sie duldet nicht, daß einer den Adel und grosse Titul kaufe, den keine Verdienste darzu würdig machen. Sie setzet dem Hochmuth Schranken, und machet keinen Hochgebohrnen, der in der Werkstatt oder in der Krambude Jung worden ist. Die Policey lässet das Gesinde nicht Herr seyn, noch dem Pöbel die Freyheit, Gesetze und Gebräuche zu machen: sie gestattet nicht, daß sich Leute in Sammet, in Seiden, in Gold und Silber kleiden, die das Geld darzu borgen; oder die von solchem Stand sind, daß sie auch Wolle und Leinwand zierten. Sie vergönnet der wilden Jugend nicht, ihre unordentliche Begierden in verbotenen Winkeln abzukühlen: sir überliefert den Balger dem Blutgericht, als einen Todschläger, und den Banckerottirer dem Kercker, als einen Dieb: sie spannet die liederliche

Müßiggänger in Karn, und schliesset das leichtfertige böse Gesindel in die Zuchthäuser: sie hält die Strassen von Landstreichern und Bettlern rein, und versorget die Armen und Nothleidende in den Hospitälern: sie füllet die Magazinen mit Vorrath, und kauffet nicht erst die Früchte auf, wenn sie schon theuer sind: sie gibt den nöthigsten Lebens-Mitteln ihren gemessenen Preiß, und verstattet nicht den Gastwirthen, daß sie die Fremde und Reisende frevelhaft übernehmen. Die Krancke werden nicht durch unerfahrne Aertzte, nach der Methode, und durch die Quacksalber, ohne Methode, ums Leben gebracht: die Handwercksleute erfrechen sich nicht, wenn sie einem etwas verderben, für diese Bemühung noch die Zahlung zu fordern: und dem Kaufmann gehet es so leicht nicht hin, wenn er seine verdorbene Waaren für gute verkauft.

Eine gute Policey hemmt das Gezäncke in den Kirchen, und die Misbräuche in den Schulen: sie erlaubet nicht, einem jeden Gelehrten alles, was ihm einfällt, drucken zu lassen; sie beschränket diese allzugrosse Freyheit durch vernünftige Regeln, und lässet nichts in die Buchläden kommen, als was nützlich und was gut, was angenehm und was erbaulich ist.

Von dem Soldaten-Stand.

Der Soldaten-Stand ist ein nöthiges Uebel. Wären die Menschen ordentlich, gerecht und vernünftig,

nünftig, so brauchten sie keine solche strenge Beschützer der gemeinen Sicherheit. In einer so durchaus verdorbenen Welt aber kann man dieser Leute nicht entbehren. Nur ist es nöthig, daß man ihre Verfassung mehr nach derjenigen Absicht einrichte, darum sie gehalten werden.

Der Soldaten-Stand hat in Ansehung der Zucht und Ordnung noch etwas voraus, und würde deswegen auch leichter als andere Stände zu verbessern seyn. Die Ehre, um welche einer dienet, ist allein fähig, ihn zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten: man muß ihm nur einen rechten Begrif von der Ehre beybringen. Man muß nicht die Tollkühnheit zur Tapferkeit, den Frevel zum Heldenmuth, die Leichtfertigkeit zur Freyheit und den Muthwillen zur Artigkeit machen. Der Soldat soll der menschlichen Gellschaft nicht zur Quaal und zum Schaden, sondern zum Schutz und Sicherheit dienen. Dieses ist die eigentliche Ehre seines Berufs, und darinn bestehet seine ganze Würde.

Allein, so lange man darzu allerhand liederliches nnd ehrloses Gesindel aus allen Winkeln der Erden zusammen wirbet: so lange man darzu nur wilde, müssig und viehische Pursche nimmt, die sonst zu nichts taugen, als daß sie das Schieß-Gewehr handthieren, den Ranzen schleppen, und den Landmann plagen können; so lange die Befehlshaber selbst weder den Krieg verstehen, noch die wahre Ehre kennen; so lange der Soldat überhaupt die

verkehrte

verkehrte Einbildung heget, er dörfte nichts lernen, und hätte mehr Freyheit als andere Menschen, wider alle Gesetze und gute Sitten zu handeln. So lang ist er der Erden ein Fluch, und die Schande des menschlichen Geschlechts. Denn das blose Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Morden, Würgen und Menschen schlachten, ist fürwar keine Handthierung, die sich für ehrliche Leute schicket: wo nicht die gemeine Sicherheit und die Umstände eines gerechten Kriegs ein solches Opfer von Menschen-Blut erfordern.

Soll demnach der Soldaten-Stand das wahre Metier d'honneur, oder Ehren-Handwerk seyn; so müssen solches Leute bekleiden, die Vernunft, Großmuth, Güte und Tapferkeit besitzen, und die als Schutz-Engel vor ihre Mitbürger und die gemeine Wohlfahrt wachen.

Daß bisher zu den Unordnungen des Kriegs-Standes, die im Sold gedungene Soldaten meistens Ursach gegeben haben, ist wohl eine unter vernünftigen Leuten ausgemachte Sache: man weiß solches schon lange. Es will aber dem ungeacht keiner von unsern Potentaten damit den Anfang machen, und solche abschaffen; sie sind vielmehr darauf desto eifriger geworden, dergleichen aus allerley Volk zusammen geraftes müssiges Gesindel, zum Verderben ihrer Länder, in noch grösserer Anzahl, als je zuvor geschehen ist, beständig auf den Beinen zu halten.

So lange aber Vernunft und Erfahrung gelten, so wird man schwer zu bereden seyn, daß dieses zum Besten des Landes geschehe. Es wäre demnach viel rathsamer, man schafte die um Sold gedungene Soldaten ab, und errichtete dargegen eine ordentliche National- und Land-Militz. Dieses könnte anf eine Art bewerkstelliget werden, daß darunter weder die Cammer, noch das Land beschweret; der Zweck aber, um welchen die Soldaten dienen sollten, weit vollkommener erhalten würden.

Man suche nemlich sowohl in den Städten, als auf dem Lande die gesundeste und tüchtigste Leute aus, die Lust zu dienen haben, und dazu Muth, Geist und Geschicklichkeit besitzen. Diese lasse man in allen zum Krieg gehörigen Wissenschaften wohl unterrichten: man gebe ihnen eine gleichförmige saubere Kleidung, nebst einem kleinen Gehalt, welchen man nach Nothdurft vermehret, wenn sie ins Feld rücken; im übrigen aber lasse man einen jeden bey seinem Handwerk und in seiner Nahrung. Man theile sie nach denen Städten und Provinzen in Horden und Regimentern ein, und lasse sie von Zeit zu Zeit, nachdem es die Umstände leiden, auf gewissen Plätzen zusammmen kommen, und sie ihre Kriegs-Uebungen machen: man gebe ihnen tüchtige und ansehnliche Männer zu Befehlshabern, und gönne ihnen alle die Ehre, Freyheiten und Vorzüge, die sonst rechtschaffene Kriegs-Leute zu geniessen haben. Man halte in den Gränz-Vestungen eine gewiess

wisse Besatzung, welche von halb Jahr zu halb Jahr mit andern könnte abgewechselt werden; damit wenigstens alle zwey Jahr jeder Soldat ein halbes Jahr würklich Dienste thun müsse (*). Die Vestungs-Plätze könnten zugleich die hohe Schulen für den jungen Adel, für die Cadets und andere Soldaten abgeben; wo sich beständig ein Kern der ältesten und besten Officiers, nebst andern geschickten und erfahrnen Leuten aufhielten.

Durch eine solche Verfassung des Soldaten-Standes könnte ein Fürst mit weit weniger Kosten die besten Truppen beständig auf den Beinen haben, und jederzeit auf den ersten Wink, wenn es die Noth erfordert, ins Feld rücken lassen: sie würden weder durch ihre Liederlichkeit, noch durch ihren Müssiggang, noch durch ihre Ausschweifungen dem Staat zur Last fallen: sie würden sowohl nützliche Bürger im Frieden, als tapfere Streiter im Krieg abgeben: Sie würden nicht, wie insgemein der im Sold geworbene Soldat, bey dem ersten Feuer durchgehen; oder wohl gar zu dem Feind überlaufen: Sie würden die wahre Ehre, den Fürsten, und die Ihrigen lieben: Sie würden ihr Vaterland schützen, und ihren Feinden ein Schrecken seyn.

(*) Besiehe hierüber die V. Betr. der Staats-Kunst von der gemeinen Sicherheit in Ansehung des Land-Friedens, pag. 74. wo von der Aufrichtung eines beständigen und im Land seßhaften Soldatens, an statt der fremden um blosen Sold dienenden Truppen ausführlich gehandelt wird.

Von dem Adel.

Der Adel ist an und vor sich selbst nichts würkliches. Er hat in der bürgerlichen Gesellschaft keinen andern Vortheil, als daß er, mit etwas weniger Narrheit, darf stolzer und hochmüthiger als andere Menschen seyn. Alle seine Titel, Wappen, Stamm-Tafeln und Ahnen-Register, wären sie auch noch so schön und durchläuchtig, machen ihn weder vernünftiger noch glücklicher. Der Bauer ist sowohl gebohren, wie der Edelmann: Die Natur giebt beyden gleiche Rechte: Nur alsdann hat der Adel etwas voraus, wenn er Geld und Güter besitzet, wenn er wohl gezogen ist, und wenn er bessere Sitten hat, als der gemeine Mann.

Hieraus erhellet, daß der wahre Adel nicht in einer edlen Geburt bestehet; sondern in einem edlen Leben. Er ist eine Frucht der Tugend, und schreibet sich aus dem Geschlecht der wahren Ehre. Der ist der beste Edelmann, den Treue, Muth und Witz zum Ritter schlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel sich brüstet, ist Wind, Wahn und Einbildung.

Die Aufführung des Adels muß nichts niederträchtiges, nichts unreines, und nichts pöbelhaftes haben: sein ganzes Thun muß etwas edles und großmüthiges begleiten. Die Gewohnheit hat deswegen alle mechanische Handthierungen dem Adel für unanständig erkläret, und ihm dargegen die

Wissenschaften, den Hof, den Krieg, die Magistrats-Würden, nebst der Land-Oeconomie angewiesen.

Die Handlung ins Grosse, hat nach dem Zeugniß der klügsten Völker, nichts, das dem Adel zuwider ist. In den ältesten Zeiten sind dergleichen Handelsleute, wenn sie viele Reichthümer besassen, für edel gehalten worden. Es ist auch der Natur gemässer, daß Leute, die durch grosse Handelschaften, Seefahrten und Manufacturen vielen Menschen Nahrung geben, und dadurch den Staat empor bringen, dem Adel gleich geachtet werden; denn, weil sie reich sind, so können sie sich auch demselben am gleichförmigsten aufführen: doch gönnt ihnen das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den untersten Grad des Adels, und erlaubet ihnen nicht, sich höher aufzuschwingen, als bis sie die Handlung niederlegen, und eine von den Lebens-Arten, davon oben Meldung geschehen ist, ergreifen.

Wer Geld und Güter hat, und sich damit weiß auf eine anständige und beliebte Art heraus zu sezen, der kann den Adel viel besser führen, als ein armer Dorf-Junker, der im Luder lebet, und den die Bauren Ihr Gnaden heissen, und ihm dabey das Brod borgen.

Ehedessen galt der Adel viel; nicht, weil er edel gebohren war, sondern, weil die Geburt ihn veranlaßte, sich durch Tugend und Tapferkeit von dem gemeinen Mann zu unterscheiden: Er ehrte die Wissenschaften, und die Wissenschaften ehrten

ihn: Er sprach und urtheilte anders als der Pöbel: Er begieng nichts niederträchtiges: Er bekleidete die ersten Stellen bey Hof: Er half die Städte und Länder regieren: Er machte sich eine Ehre aus der Gottesfurcht: Seine Andacht riß ihn zu den Füssen des Altars, und seine Tapferkeit machte seine Feinde beben: Der Fürst brauchte keine Soldaten: Wer ein Ritter seyn wollte, der setzte sich mit seinen reußigen Knechten auf, und eilte damit seinem Fürsten und seinem Vaterland zu Hülfe. So war der Adel, so war die Ritterschaft der alten Zeiten.

Wenn man den heutigen Adel beschreiben wollte, so würde es vielleicht ein Gespötte heissen; man müßte das Lächerliche hin und wieder auch abmahlen, und da würde die Wahrheit etwa manchen allzunatürlich treffen: Wir wollen lieber schweigē, unsere Schande bedeckē, uns rathen lassen, und uns bessern.

Von dem gelehrten Stand.

Der gelehrte Stand ist eigentlich kein besonderer Stand: Es geziemet allen Menschen etwas zu wissen: Wir sollten alle nach den Absichten des Schöpfers verständige Creaturen und Schüler der Weisheit seyn. Wir sollten uns, ein jeder nach seinem Stand und nach der Fähigkeit, die er besitzet, in allerhand nüzlichen Künsten und Wissenschaften unterichten lassen; Denn, wo der Weisen viel sind, da ist des Volkes Heil.

Allein, was findet man heut zu Tage nicht unter

ter den Gelehrten für seltsame Geschöpfe? Man sollte es in der That für keine Glückseeligkeit halten, etwas zu wissen, wenn uns die Erlernung der Wissenschaften in Gefahr setzet, die wunderlichste und unerträglichste Menschen zu werden. Ehedessen hielt man auf blosse Weisheit, und man lernte die Wissenschaften in keiner andern Absicht, als, um weise zu werden. Heutiges Tags machen wir daraus ein Handwerk, die Menschen und den Staat damit zu verwirren. Man zanket um Meynungen, und ergiebt sich übrigens allen Thorheiten und Ausschweiffungen. Die wenigste Lehrer erfüllen die Pflichten eines Berufs, dessen Wichtigkeit sie selbst nicht kennen. Die meisten lassen sich darzu aus Noth gebrauchen, weil sie nicht besser unterkommen können. Grosses Unglück! Man sollte darzu die vortreflichste Männer aussuchen, und sie deswegen vor andern ehren und wohl halten.

In den alten Zeiten hatten die gröste Weltweisen ihre eigene Schulen. Alte und Junge kamen darinn zusammen. Die Redner waren die gröste Leute in der Republic, und es war einem Helden eben so anständig vor dem Volk zu reden, als Schlachten zu gewinnen. Diese Zeiten sind nicht mehr. Die Würde eines Lehrers beflecket nun die Würde des Adels, und die Unwissenheit ist beynahe das Kennzeichen einer vornehmen Geburt.

Drey Sachen haben zn unsern Zeiten die Gelehrten in der Welt verächtlich gemacht: Ihre un-

gesittete Lebens-Art: Ihr närrischer Hochmuth, und die viele Bücher, die sie drucken lassen. Es ist natürlich, daß Leute, die, anstatt mit Menschen umzugehen, fast immer zu Hause über ihren Büchern sitzen, und sich da in ihre eingebildete Vortreflichkeit verlieben, nach und nach unbelebt, finster und lächerlich werden. Deswegen ehedessen der Pfälzische Churfürst, Carl Ludwig, auf Befragen warum er keine Hofnarren hielt, zur Antwort gab, daß er, wenn er lachen wollte, ein paar von seinen Professoren zu sich auf das Schloß kommen, und sie wacker zusammen disputiren ließ. Man hat also Ursache, die Wissenschaften zu fliehen, wenn sie aus Vernünftigen Unwissende, Thörichtgelehrte und alberne Menschen machen.

Ich bin nie der Meynung gewesen, daß die Erfindung der Buchdruckerey der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich sey. Unter wenig guten Büchern, die dadurch den Menschen gemein worden, sind ihnen unzehlich viel schlechte in die Hände kommen. Wir werden dadurch von den reinen Quellen der Wissenschaften abgeführet; und die Zeit, die edle Zeit, die wir anwenden könnten, die gründlichste Sachen zu lernen, gehet mit Lesung so vieler nichtswürdigen Dinge verlohren. Der Verstand, welcher die schönste Wahrheiten in seiner ersten Unterweisung am leichtesten fassen könnte, wird dadurch nur verwirrt und aufgehalten. Vorurtheile, unrichtige Schlüsse, und das Ansehen der Lehrer, welche die

Bücher

Bücher schreiben, umnebeln gleichsam seine Beurtheilungskraft, und er findet desto mehr Mühe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und seine Begriffe auszuheitern.

Wie viel Unordnungen, wie viel Zwiespalt, wie viel Blutvergiessen haben nicht bey uns die Religions-Streitigkeiten verursachet? Wir machen einen abscheulichen Lermen, um die Erhaltung der Wahrheit: Ein jeder behauptet, daß er solche hätte; man streitet, man disputiret darüber: man schilt, man verdammet, man verfolget sich einander. Dieses ist noch nicht genug; man schmeiset sich auch wohl gar, wenn man kann, einander darüber tod. Sollte man nicht die Wissenschaften verwünschen und verbannen, die in der menschlichen Gesellschaft solche Unordnungen und solchen Jammer verursachen? Sollte man nicht vielmehr diejenige glückselige Unwissenheit und Einfalt preisen, die Treue und Redlichkeit erhält, und die Menschen zusammen in einer süssen Eintracht verbindet?

Dieses Uebel würde sich nie so weit ausgebreitet haben, wenn der Misbrauch einer so edlen Kunst, als die Buchdruckerey ist, nicht darzu noch mehr Gelegenheit gegeben hätte. Die Zänkereyen der Gelehrten würden unter den Gelehrten geblieben seyn, nnd nicht zugleich auch das Volk in ihre Secten und Banden mit eingeflochten haben. Es würden nicht so viele Cursus Theologiæ und Catechismi durch den Druck heraus gekommen seyn; welche,

indem sie den Glauben lehren sollen, denselben verwirren, wo nicht gar niederreissen. Wie es dann leicht zu beweisen stünde, daß, seitdem dergleichen Schriften mehr, als vorher, in der ganzen Zeit, von Christi Geburt an zu rechnen, heraus gekommen sind; daraus man mit wenig Mühe und durch die Kunst der Folgen eines Satzes aus dem andern wieder so viele besondere Religionen machen könnte. Der ungeheuren Menge der Streit-Schriften, welche mit der grösten Wuth und Schmähsucht geschrieben sind, nicht einmal zu gedenken.

In der Rechtsgelahrheit ist dieser Misbrauch des Bücherdruckens auf einen gleichen Grad gestiegen, doch haben darinn die verschiedene Meynungen nicht solche Zerrüttungen und Spaltungen im gemeinen Wesen, als die Religions-Streitigkeiten, nach sich gezogen.

Ob man in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, durch die Erfindung der Druckerey, weiter als die Alten gekommen sey, läßt sich daraus urtheilen, da wir meistens nur dasjenige wieder aufwärmen, was jene durch ihre Scharfsinnigkeit ausgedacht, und der Nachwelt hinterlassen. Wir bedienen uns bey allem eingebildeten Fortgang der Wissenschaften, doch noch immer dieser verjährten Wegweiser; und wenn es einer unter uns im Bücherschreiben sehr weit gebracht hat; so erlanget er doch alsdann erstlich den grösten Ruhm, wenn man ihm die Ehre erweiset, daß man seine Schriften mit denjenigen

jenigen der alten Griechen und Lateiner vergleichet; welche unstreitig die Geschicklichkeit besassen, mit einer Zeile mehr zu sagen, als wir öfters mit vielen mühsam aufeinander gearbeiteten Worten nicht auszudrücken mögen.

Von dem bürgerlichen Stand.

Unter dem Wort Bürger werden im allgemeinen Sinn alle und jede Glieder eines gemeinen Wesens verstanden. Hier aber ist nur die Rede von einem Bürger, der bürgerliche Nahrung und Handthierung treibet, und in einer Stadt wohnet.

Die Kaufmannschaft ist wegen ihrer Nutzbarkeit und Nothwendigkeit besonders hoch zu schätzen; und deswegen auch in einem Land bey allen ihren Freyheiten und Bequemlichkeiten mit möglichster Sorgfalt zu erhalten. Sie gibt einem Land Nahrung: Sie erhält darinn den nöthigen Umlauf des Geldes, und ist das sicherste Mittel, solches reich und mächtig zu machen.

Unter allen Lastern, die in einer Republic im Schwang gehen, hat keines eine glücklichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute stolz werden, und prächtig leben; dieses aber verstund vor einiger Zeit ein sicherer Fürst unrecht. Er hatte verschiedene zur Handlung wohlgelegene Plätze: Es zogen sich viel Kaufleute dahin: Sie erwarben durch ihre Handelschaft und Schiffahrt grossen Reichthum. Wo Geld ist, da zeiget sich auch Muth: Die Kaufleute

wurden hoffärtig, sie lebten wohl; sie thaten sich hervor. Der Adel wurde darüber eifersichtig. Der Fürst meynte, er wollte die Eitelkeit dieser Leute einschränken: Ein wenig Policey hätte solches thun können: allein der Fürst wollte auch dabey seine Einkünfte vermehren: Er druckte die Handlung mit neuen Auflagen, er verdoppelte die Zölle, und belegte alle fremde Waaren mit einer unerträglichen Accis. Der Umschlag mit den Ausländern hatte damit ein Ende: Handel und Wandel geriethen in Abnahme. Der Kaufmann wurde demüthiger, und das Land arm. Der Vertrieb der einheimischen Manufacturen war verstopft, das Geld mangelte. Der Fürst wurde es am ersten gewahr: Seine Einkünfte, die er verbessern wollte, kamen sparsamer ein. Das Volk klagte: die Nahrung war gehemmt: Man wollte die Handlung wieder in Gang bringen, allein vergebens; sie war einmal weg: nicht anders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit einem Schuß zerstreuet.

Man muß also der Handlung Freyheit lassen; nur darinn muß man sie einschränken, daß Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit dabey gehandhabet, und dargegen diejenige Misbräuche, welche schädlich sind, sorgfältigst aus dem Wege geräumet werden.

Eines der grösten Uebel in der Handlung ist der ausgelassene Frevel der Banquerotirer. Diese sind gleichsam heut zu Tage privilegirte Diebe:

Sie stehlen unter dem Schein eines ehrlichen Mannes: Sie machen Figur mit anderer Leute Geld: Sie erwerben sich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Sie sind die beste Männer: denn sie schenken alles ihren Weibern: wenn sie hernach nicht weiter können, so geben sie ihren ehrlichen Namen mit samt der Handlung auf. Sie zahlen niemand; Es heißt, sie wären unglücklich gewesen, sie wären um alles kommen, und leben hernach von dem Vermögē ihrer Frauen eben so gemächlich als zuvor.

O schändliches Recht! das solchergestalt den Grund aller Gerechtigkeit durchwühlet, und ihre heiligste Gesetze umstürzet! Man verdammt denjenigen zum Galgen, der aus Noth stihlet, und ein Banquerotirer, der tausend wagt, darunter öfters kaum zehen sein eigen sind; und der aus Uebermuth nicht weiß, wie er genug verprassen soll; dem sollten die Gesetze noch zu Hülfe kommen, und ihm anstatt der wohlverdienten Strafe noch gemächliche Tage verschaffen? O Zeiten! O Sitten!

Die Handwerker haben ihre Zünfte; diese sind nicht ohne Nutzen, wenn sie dadurch Zucht, Ehrbarkeit und gute Ordnungen unter sich erhalten: Ihre Gebräuche aber müssen nicht närrisch seyn, noch andern Menschen zum Nachtheil gereichen. Von dieser Art ist das verkehrte Recht, dessen sich die Handwerksleute in gewissen Städten anmassen, daß man alles bey ihnen müsse arbeiten lassen, darbey sie ihre Arbeit über den Werth schätzen, sie mag gerathen

seyn

seyn oder nicht. Dieses ist wider alle Vernunft und Billigkeit. Der Betrug, der Uebermuth, und die Liederlichkeit der Handwerksleute wird dadurch genähret. Sie vernachläßigen darüber ihre Arbeit, und denken, man müsse ihnen solche doch bezahlen. Man ist deswegen übel mit diesen Leuten dran: Sie meynen, sie müßten gleichwohl mehr verwohnen: Es seye kostbar in den Städten zu leben; sie müßten solches auf ihre Arbeit schlagen: Allein, welchen Nutzen hat das gemeine Wesen davon, daß solche Leute nur in den Städten sich aufhalten? Was verbindet sie für ein Gesetze, daß sie mehr ausgeben, und üppiger leben, als die Leute auf dem Lande? Warum soll man ihnen ihre Arbeit um so viel theurer bezahlen? Meynet man, die Städte würden dadurch in Abnahm kommen? Wie! daß die gröste Städte in Europa, London, Paris, Amsterdam, u. s. w. Nahrung genug haben, ohne, daß man darinn den Handwerksleuten einen solchen ganz ungereimten Vorzug verstattet.

Von dem Bauren-Stand.

Ehedessen war der Feld- und Gartenbau eine Beschäftigung grosser Leute: Fürsten waren Hirten, und Helden pflanzten Bäume. Heut zu Tage ist der Landmann die armseeligste unter allen Creaturen: Die Bauren sind Sclaven, und ihre Knechte sind von dem Vieh, das sie hüten, kaum noch zu unterscheiden.

Man

Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nackend laufen, und die Durchreisende um ein Allmosen anschreyen. Die Eltern haben kaum noch einige Lumpen auf dem Leib, ihre Blösse zu bedecken. Ein paar magere Küh müssen ihnen das Feld bauen, und auch Milch geben. Ihre Scheuren sind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblick über einen Haufen zu fallen: Sie selbst sehen verkamt und elend aus; man würde noch mehr Mitleiden mit ihnen haben, wann nicht ein wildes und viehisches Ansehen ein so hartes Schicksal an ihnen zu rechtfertigen schien. Wehe denen Fürsten! die durch ihre Tyranney, durch ihre Wollüste, und durch ihre üble Haushaltung den Jam̃er so vieler Menschen verursachen.

Der Bauer wird wie das tumme Vieh in aller Unwissenheit erzogen; Er wird unaufhörlich mit Frohn-Diensten, Boten-Laufen, Treib-Jagen, Schanzen-Graben, und dergleichen, geängstiget: Er muß von Morgen bis Abend die Aecker durchwühlen; es mag ihn die Hitze brennen, oder die Kälte starr machen. Des Nachts ligt er im Felde, und wird schier zu einem Wild, um das Wild zu scheuen, daß es nicht die Saat plündere. Was dem Wild-Zahn entrissen wird, nimmt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückständigen Schoß- und Steuer-Gelder weg.

Wenn nun hier der nicht minder boshafte als gequälte Bauersmann seinem Herrn etwas unterschlagen, und mit List entwenden kann, so thut er solches

solches mit dem besten Herzen von der Welt; und bildet sich ein, die Gerechtigkeit sey nur ein ausgedachter Vortheil der Grossen, damit sie alles sich zueignen könnten; wenn ihm also die Furcht der Strafe nicht bang machte, so würden die zehen Gebote ihn schwerlich von den gröbsten Missethaten zurück halten.

Solche traurige Beschaffenheit hat es heutiges Tages mit demjenigen Stande, der an und vor sich selbst der allerunschuldigste und nützlichste ist. So sehr aber darinn wider alle natürliche Billichkeit gehandelt wird, da man durch eine unumschränkte Gewalt den grösten Theil der Menschen ins äusserste Elend stürzet, so wenig Vortheil entstehet auch daraus dem Staat. Was kann ein armes Land, was kann ein mageres Feld dem Herrn für Nutzen abwerfen? Heißt das regieren? Heißt das wirthschaftē?

Ein grosser Fürst, dessen Weisheit ihn noch mehr als seine Crone erhoben hatte, pflegte ehedessen zu sagen: er hätte weder Mangel an Geld, noch an Soldaten, so lange seine Bauren noch silberne Knöpfe auf den Kleidern trügen. Was kann richtiger seyn als dieser Schluß? So lang der Unterthan etwas im Vermögen hat, so lang kann er auch sein Hauswesen ordentlich bestellen, seiner Nahrung nachgehen, seine Felder mit Nutzen bauen, und von allem die Gebühr seinem Landesherrn desto ordentlicher entrichtē.

Versiehet er etwas gegen die Gesetze, so hat er so viel im Vermögen, daß man ihn dafür bestrafen kann; ohne daß man ihn deswegen darf von seiner

Nahrung

Nahrung wegnehmen, und ins Gefängniß sperren; bedrohet ein feindlicher Einfall das Land zu verheeren, so hat er etwas dabey zu verliehren; Er ergreift selbst die Waffen, um sein Vaterland, seinen Herrn und sein eigen Gut zu vertheidigen. Braucht der Fürst Geld, so kann er solches bey seinen eigenen Unterthanen aufnehmen, und hat nicht nöthig, Land und Leut dafür mit hohen Zinnsen und grosser Gefahr an seine Nachbarn zu versetzen. Endlich, hat der Unterthan etwas im Vermögen, so kann er seine Kinder auch etwas lernen lassen; Er kann auf diese Weise dem Staat vernünftige Einwohner, getreue Bürger, und gute Haushälter erziehen.

Diese wichtige Gründe wollen heut zu Tage wenig Fürsten mehr einleuchten; sie plündern ihr eigen Land; sie folgen jener spanischen Königin, welche zu sagen pflegte: der Bauer sey reich genug, wenn er eine aus Binsen geflochtene Matratze zum Lager und einen groben leinenen Kittel zur Kleidung hätte; weil er sonst, als die boshaftigste von allen Creaturen, nicht zu bändigen wäre; allein, was richtete sie damit aus, als daß endlich ihre Bauren den Pflug verliessen, sich aufs Rauben legten, und das ganze Land unsicher machten.

Unseelige Fürsten! die ihr euch Helden, Schutz-Engel und Landes-Väter nennen lasset, seyd ihr nicht vielmehr, wann ihr solchen grausamen Regungen folget, und eurer Unterthanen Schweiß und Blut eurem Uebermuth, eurer Wollust, und eurer Ueppigkeit

keit aufopfert, der Bezüchtigung eines Raubers unterworfen, der dem Macedonischen Alexander vorwarf, er sey noch ein weit grösserer Räuber, als er. Sollte nicht, wenn ihr ja noch einen GOtt glaubet, die Vorstellung desjenigen Gerichts euch erschüttern, da nach dem gerechtesten Maas einem jeden soll vergolten werden, was er hier in dieser Welt Gutes und Böses gethan hat?

Die Verbesserung eines Staats ist mit nichten so schwer, als man sich solche einbildet. Ein kluger Regent darf nur vom Mitleiden gerühret werden, so viele Menschen unter seiner Bothmässigkeit im Elend zu sehen; so ist diese Empfindung schon genug, ihm gute Rathschläge an die Hand zu geben.

Von der Religion.

Die Religion ist eine Erkänntniß GOttes, und derjenigen Pflichten, die wir in Ansehung unserer Handlungen zu beobachten haben. Sie ist der Grund von aller Glückseeligkeit des Menschen: ohne Religion ist kein ehrlicher Mann, keine Tugend, keine Weisheit, kein wahres Gut; und gleichwohl sollte man sagen, stiftet die Religion so viel böses: sie stöhret die Eintracht und den Frieden; sie trennet die Gemüther, sie erreget Haß und Feindschaft; sie verursacht Krieg und Blutvergiessen; sie macht die Menschen verwirrt; sie erhitzt die Einbildung mit den seltsamen Vorstellungen; sie entfernet endlich GOtt von uns, und uns von GOtt. Es gibt also eine

gute

gute und auch eine böse Religion. Bey den Verkehrten ist sie verkehrt, bey den Gerechten aber gerecht.

Die wahre Religion hat zum Vorwurf die Liebe GOttes, die Reinigkeit unsers Herzens, und die Verbesserung unsers Willens; Die falsche aber ist ein Werk unserer eingebildeten Weisheit, und gründet sich auf leere Begriffe und Meynungen.

Die Religion ist für alle Menschen: keiner, der Vernunft hat, kann läugnen, daß ein GOtt sey. Keiner, der eine Empfindung hat, kann das Gute hassen, und das Böse lieben; Keiner, der ein Gefühl hat, kann bey sich den heimlichen Richter schweigen machen, der ihn bestrafet, wenn er Böses thut; Keiner, der ein Verlangen hat, glückseelig zu seyn, kann sich zurück halten, solche bey demjenigen Wesen zu suchen, welches der Ursprung von ihm und von allen Dingen ist.

Diese Bilder, diese Regungen hat die Natur unserer Seelen eingedrückt: sie kann sie nicht von sich ablegen: sie sind ihr immer gegenwärtig: sie leben, sie regen sich in ihr. Wer nicht davon die Spuren bey sich entdecket, der ist ein Unmensch. Sie sind der Saamen, woraus die weitere Begriffe der göttlichen Dinge keimen: sie sind der Grund, wor-

auf die geschriebene und offenbarte Wahrheiten in der Religion sich beziehen. Wir können keine andere Begriffe annehmen, als die damit überein kommen; wir können nicht zugleich etwas glauben und nicht glauben.

Diese Erkänntniß GOttes aus der Natur wird kräftig vermehret, und in ein helleres Licht gesetzet, wenn wir GOtt lieben, und ihn deswegen näher zu erkennen suchen. Hieraus kömmt der Glaube, dieser besteht in einer Annehmung göttlicher Wahrheiten, daß wir uns der Regierung GOttes und den Einflüssen seines Geistes überlassen: unser Vertrauen auf ihn setzen: die Wahrheit des Evangelii für Wahrheit erkennen: Christum als unsern Heyland annehmen, und seinen Lehren nachfolgen.

Dieser Glaube ist eine verborgene Würkung des Geistes: wir können uns solchen weder geben, noch nehmen: er kommt von oben, sein Ursprung ist ganz göttlich. Mit Zanken und Disputiren wird er nicht erlangt. Durch blose menschliche Vernunft und durch vieles scharfsinnige Nachdenken auch nicht. GOtt zeiget dadurch, daß der Glaube nicht ein Werk unsers Verstandes sey. Wie sehr muß ihm also unser Gezänke mißfallen; da wir mit einem so schwachen Lichtgen, wie unser Verstand ist, seine Werke, seine Absichten und seine ganze Haushaltung beleuchten, und das allergröste Wesen nach

unsern allerkleinsten Begriffen abmessen wollen. Der Hochmuth ist das Gift, so wir noch aus dem Paradiese gebracht haben: es steckt noch in allen Adams-Kindern. Der Verstand des Menschen ist etwas göttliches: er unterscheidet ihn von den Thieren: Man will deswegen sich mit dieser Gabe vor andern brüsten: man ist auf nichts eifersichtiger: man will, daß andere Menschen diesen Vorzug an uns erkennen, bewundern, ja gar, wenn wir etwas zu sagen haben, sich solchem unterwerfen sollen. O toller Aberwitz! wohin verleiten uns noch die Einbildungen von unserer eigenen Weisheit?

Man kann zwar die Menschen mit Gewalt zu den Pflichten der Religion zwingen, weil sie dem Gesetz der Natur, der Vernunft und dem Wohlstand eines bürgerlichen Wesens gemäs sind; aber die Begriffe von den verschiedenen Lehrsätzen der Religion müssen wir einem jeden frey lassen. Dann die Menschen selbst sind von solchen Dingen nicht Meister: sie können nicht denken und empfinden, wie sie wollen: sie haben darzu nicht alle eine gleiche Fähigkeit: der eine hat deutliche, der andere verwirrte, und der dritte gar keine Begriffe: das Gesetz der Liebe verbindet uns mit eines jeden Gebrechen und Schwachheiten Gedult zu haben? warum nicht auch mit den Mängeln des Verstandes?

Die äusserliche Religion macht keinen Christen: Es kommt darauf an, wer den Willen GOttes thut, und im Glauben wandelt. Unsere Spaltungen und Zänkereyen in der Kirchen sind noch immer Früchte unsers Unglaubens. Der Glaube würket Sanftmuth, Liebe, Demuth, Gedult. Man hasset, man verfolget sich deswegen nicht einander: man jaget keinen darüber von Haus und Hof. Man spannet niemand darüber auf die Galeeren, und schmeisset auch niemand darüber tod. **Mein Reich ist nicht von dieser Welt**, spricht der Heyland. Er braucht darzu keine Roß und Reuter, keine Spiese, Schwerdt und Bogen. Sein Reich ist ein geistlich Reich.

Die beste Kirche ist demnach wohl diese: worinn wenig Glaubens-Articul, wenig Ceremonien, wenig Streit-Fragen; und dargegen viel Liebe, viel Einfalt und viele gute Werke, als gewisse Kennzeichen und Früchte des Glaubens sich finden.

Man muß sich aber wohl vorsehen, daß die Gewissens-Freyheit, die man einem jeden lassen muß, nicht bis zur Ruchlosigkeit ausschweife. Also ist die Freyheit des Gottesdienstes auf gewisse vernünftige Regeln zu setzen, wodurch aller offenbaren Gotteslästerung, Abgötterey, Schwärmerey, Entziehung des Gehorsams gegen weltliche Obrigkeit, klüglich muß begegnet werden. Auch muß man

die

die Leute darzu anhalten, daß sie wenigstens sich unterrichten lassen, damit sie nicht ohne alle Erkänntniß GOttes und ohn einige Verehrung desselben, wie das dumme wilde Vieh dahin leben.

Von einem beständigen Frieden in Europa. *

Viele Dinge sind nur deswegen in der Welt unmöglich, weil sie die Menschen nicht möglich machen wollen. Was wäre leichter, als einen allgemeinen Frieden in Europa aufzurichten? Allein der Eroberungs-Geist, die Heldensucht, und der fast mehrentheils müssige Adel hätten nichts mehr zu thun: man brauchte keine Soldaten mehr, um Länder zu gewinnen, und Städte zu erobern. Die Cronen wären auf den Häuptern derer, die sie tragen, und auf ihren Nachkommen gesichert. Die freye Staaten blieben freye Staaten, und ein jedes Volk würde durch seine eigene Gesetze regieret.

Man könnte einen allgemeinen Versamlungs-Ort erwählen, und darinn einen beständigen Friedens-Rath von ungefehr vierzig bis fünfzig Friedens-Richter unterhalten: diese müßten aus allen

* Einen dergleichen Entwurf soll ehedessen der Abbé de S. Pierre in einem Tractat: Project pour rendre la paix eternelle, weitläuftig ausgeführet haben; ich habe denselben noch nicht gelesen.

denjenigen Völkern, die mit in dem allgemeinen Bündniß stünden, durch eine vorhergehende Wahl gezogen werden: sie müßten die vortrefflichsten Männer ihres Landes seyn: und mit einer gründlichen Vernunft und Einsicht, auch eine gleichmäßsige Känntniß des Natur- und Völker-Rechts verbinden: sie müßten eine genaue Wissenschaft der Europäischen Staaten und ihrer politischen Verfassungen besitzen: sie müßten der vornehmsten Sprachen kündig, insonderheit aber der Lateinischen vollkommen mächtig seyn; weil in derselben alles müßte tractiret und ausgefertiget werden; sie müßten vor allen Dingen das Lob der Redlichkeit und einer wahren Patriotischen Gesinnung haben.

Diesen zur allgemeinen Friedens-Versamlung bestimmten Ort müßten die in Europa sich zusammen verbundene Staaten durch ihre Gesandten beschicken, und durch sie die Angelegenheiten ihrer Höfe vortragen lassen. Die Friedens-Richter hingegen müßten solche mit aller Unpartheylichkeit untersuchen, rechtsmäßig erörtern, oder in Ermanglung zulänglicher Urkunden und Beweisen, durch gütliche Vergleiche schlichten. Diese Entscheidungen der Friedens-Richter müßten nach den meisten Stimmen gelten, und dadurch ihre völlige Rechts-Kraft erhalten.

Der

Der Ort hierzu müßte groß, wohl erbaut, gesund, wohl gelegen, und mit allen nöthigen Lebens-Mitteln, leicht, sicher und wohlfeil zu versehen seyn. Auch müßte derselbe in keinem mächtigen Königreich, sondern in einem freyen Staat sich befinden, und zu einem allgemeinen, niemand in der Welt unterworfenen Friedens-Platz, von den verbundenen Staaten, besonders darzu erkauft werden, und gleichsam der Hof von ganz Europa seyn. Das Regiment und die Policey daselbst, könnte unter der Aufsicht der Friedens-Richter, ein gemeiner Stadt-Magistrat versehen.

Wegen dem Rang der Potentaten und Republicken, und daher rührenden Vortritt der Gesandten, könnte man sich dahin vergleichen: daß man den ältesten und in einer ununterbrochenen Abstammung von Königl. Geblüt besetzten Thronen, wenn sie zugleich auch die mächtigsten sind, den Rang vor andern, die entweder nicht so alt, oder nicht so mächtig sind, gestattete: diejenige, welche wohl eben so alt, aber nicht so mächtig; oder so mächtig und nicht so alt sind, als jene, behielten zwar mit ihnen gleiches Ansehen und gleiche Hoheit; ihre Gesandten aber wichen den Gesandten der ersten aus Höflichkeit, ohne deswegen der Macht und Würde ihrer eigenen Cronen etwas zu vergeben: diejenige von der ersten Gattung müßten im

Ceremoniel, wo ein Vortritt sich äussern sollte, miteinander umwechseln: und wo ja ein Gesandter dem andern zufälliger oder vorsetzlicher Weise vorgehen sollte, so müßte doch dadurch dem einen weder etwas genommen, noch dem andern etwas eingeraumet werden. In Betrachtung, daß ein vor allemal die Gleichheit unter ihnen reguliret wäre.

Noch besser könnte die Sache dadurch vermittelt werden, wenn die 12. Europäische Mächte, welche heut zu Tage Cronen führen, sich dahin verglichen, nach 12. aufeinander folgenden Jahren einander den Vortritt zu lassen, und solches nach dem Looß zu reguliren: also, daß das erste Jahr diese, das andere Jahr eine andere, das dritte Jahr wieder eine andere, und so fort, die Oberhand führte.

Alle und jede Sachen, wie sie bey dieser allgemeinen Friedens-Versammlung, durch Urtheil und Recht, von den darzu bestimmten Richtern entschieden und abgethan würden; müßten ohne allen Widerspruch für gültig angenommen und vollzogen werden; Im Verweigerungs-Fall aber wäre eine gewisse Executions-Ordnung aufzurichten: vermög welcher die Aussprüche der Friedens-Richter zur Vollziehung müßten gebracht werden: wobey man diejenige für allgemeine Feinde und Friedensstöhrer zu achten und anzusehen hätte, die sich dieser ein-

mal beliebten Ordnung mit Frevel, Empörung und Gewalt widersetzen wollten.

Alle und jede Erbfolgen, woraus die meiste Kriege entstehen, müßten auf eine sichere und beständig fortdaurende Art mit und unter allen Staaten vorhero ausgemacht und reguliret werden; also und dergestalt, daß man vor einen jeden sich ereignenden Sterbfall bereits voraus wissen könnte, auf welche Person oder Stamm-Linie dieses oder jenes Reich, Fürstenthum oder Land fiel. Wie dann zu dem Ende keine Heyrath unter den durchlauchtigen und regierenden Häusern könnte und müßte geschlossen werden; bevor die Erbfolgen der Staaten und Länder festgesetzt, und davon der Friedens-Versammlung, als von einer Sache, welche die Erhaltung der gemeinen Ruhe betrift, die nöthige Eröfnung geschehen wäre.

Die Handelschaft der Völker in die entlegene Länder: die freye Seefahrt, welche sich einige vor den andern anmassen: die Rechte der Zölle, des Stapels, des Strandes, der Contrebanden, und dergleichen, wären auch noch solche Puncten, die vorher müßten aus einander gesetzt und entschieden werden.

Die Verbindung einiger mächtigen Häuser in Europa könnte dergleichen Vorschläge möglich machen; sie könnten sich dadurch gesamter Hand gegen fremde Gewalt einander schützen, ihre eigene Staaten und Provinzen aber in Ruhe beherrschen.

*
* *

Daß im übrigen diese kurze Vorschläge, welche die Ausbesserung des Staats betreffen, einer weitläuftigern Ausführung bedürfen, ist man nicht in Abrede: Man müßte aber sodann einen gewissen Staat allein zum Vorwurf haben, und die Zueignung darauf insbesondere richten; GOTT bessere unterdessen die Menschen, und gebe ihnen den Geist der Liebe und des Friedens.

Anhang zweyer Abhandlungen,

von der

Kriegszucht und der Ausbreitung falscher Siege und Vortheile im Kriege.

I.

Alle wahre Helden haben auch in Feindes Lande die vollkommenste Kriegszucht erhalten.

Der Krieg ist vor die Ruhe der Familien, vor das Aufnehmen der Staaten, und vor die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts überhaupt so schädlich und verderblich, daß eine geläuterte Vernunft und eine wahre Menschenliebe nichts so sehr wünschen können, als daß es möglich wäre, Mittel ausfindig zu machen, daß dieses höchste Uebel des menschlichen Geschlechtes ganz und gar vermieden werden könnte. Allein, da dieses nach denen menschlichen Leidenschaften und Gesinnungen, und kurz, nach der Natur des Menschen nicht gehoffet werden kann; so müssen wir zufrieden seyn, wenn wir es in ver-

nünftigen

nünftigen und erleuchteten Zeiten dahin bringen, daß die schädlichen Folgen des Kriegs so viel als möglich gemildert, und daß wenigstens die Kriege auf keine grausame und barbarische Art geführet werden. Alle vernünftige und gesittete Völker haben ein gemeinschaftliches Interesse ihre Kriege auf eine leutselige Art zu führen; so viel es in diesem grausamen Geschäfte geschehen, und mit ihrer Selbsterhaltung und Vertheidigung bestehen kann; und sie haben Ursache, diejenigen Völker mit Abscheu anzusehen, und sie vor gemeinschaftliche Feinde des menschlichen Geschlechts zu halten, welche die ehedem in den Zeiten der Barbarey gewöhnlich gewesene grausame Art Krieg zu führen, zur Schande des menschlichen Geschlechts wieder in Gang bringen wollen.

Das, was der guten Vernunft und der Menschenliebe so gemäß ist, das stimmet auch mit den ächten Regeln der Kriegskunst auf das genaueste überein. Die Grausamkeit und Tyranney ist nichts weniger als die Eigenschaft der Helden. Dieser Abschaum der menschlichen Bosheit hat etwas über die maaßen kleines und niedriges an sich; und man kann in der That sagen, sie sind weibisch, so widersprechend dieses anfangs zu seyn scheinet. Man hat die allgemeine und gegründete Anmerkung gemacht, daß die größten Tyrannen allemal

am wenigsten wahren Muth besessen haben: und wenn wir uns hierbey aufhalten könnten, so würde gar leicht ausgeführet werden können, daß die Grausamkeit und Tyranney sehr natürliche Folgen einer unedlen Gedenkungsart und eines zaghaften Geistes sind. Diejenigen Kriegsheere, die gegen unbewehrtes Landvolk wüten, werden demnach eher von der Tapferkeit abgeführet, als daß sie dazu gewöhnet werden sollten. Durch die ausgeübten Grausamkeiten ersticken sie die edlen Empfindungen und den Trieb der Ehre, welche die Quellen einer wahren Tapferkeit sind; und sie erzittern endlich vor einer jeden Gefahr, wo sie mehr Widerstand wahrnehmen, als sie von unbewehrten Bauern und Weibern gewohnt sind. Diese Wahrheit, daß Kriegsvölker, die auf das grausamste gewütet haben, sich hernach in Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln als die verzagtesten Memmen aufgeführet haben, könnte durch unzählige Beyspiele aus den Geschichten alter und neuer Zeiten bestätiget werden, wenn sie anders noch einigem Zweifel unterworfen wäre.

Eben so ungezweifelt ist es, daß ein Kriegsheer, dem man in des Feindes Lande alle Ausschweifungen gestattet, diejenige gute Zucht und Ordnung verlieret, welche die Seele aller kriegerischen Unternehmungen ist. Soldaten, welchen

aller Muthwille erlaubet wird, können niemals in solcher Ordnung und Thätigkeit erhalten werden, als unumgänglich erfordert wird, wenn man einem muthigen Feinde grausamen Widerstand thun, und wider denselben etwas ausrichten will; und ein Feldherr, welcher nachsehen kann, daß seine Befehle in einem so wichtigen Punkte ausser Augen gesetzet werden, hat sich bey ernstlichen Gelegenheiten keines bessern Gehorsams zu versprechen.

Die Ausschweiffungen, die man den Soldaten in Feindes Lande gestattet, sind auch der Subsistenz des Kriegsheeres äusserst schädlich. Durch den Muthwillen der Soldaten werden viele Dinge verwüstet, die dem Unterhalte der Armee vortrefflich zu statten gekommen wären; und wenn das Landvolk vor der Grausamkeit der Feinde entfliehet, so nimmt es, so viel möglich, seine Lebensmittel mit sich, oder vergräbet dieselben: Der Feind entziehet sich also selbst den Unterhalt und viele Bequemlichkeiten an Vorspann und tausend andern Dingen, die er aus denen gegenseitigen Landen hätte ziehen können; und er siehet sich genöthiget, seine Lebens-Mittel und Nothwendigkeiten mit grossen Kosten und Zeit-Verlust aus andern Landen herbey zu schaffen, wobey nicht selten das Kriegs-Heer einem grossen Mangel ausgesetzet wird.

Es

Es ist demnach nichts weniger als den guten Kriegs-Regeln gemäs, denen Soldaten in Feindes Lande Ausschweifungen und Grausamkeiten zu gestatten; und diese barbarische Art Krieg zu führen, welche die gesunde Vernunft und die Menschen-Liebe gleichmässig verabscheuen, ist selbst dem Heer, das sie ausübet, äusserst schädlich und verderblich. Alle wahre und grosse Helden haben auch zu allen Zeiten eben sowohl in Feindes als in Freundes Lande die vollkommenste Zucht und Ordnung unter ihren Heeren erhalten. Lasset uns doch die Beyspiele der berühmtesten Helden etwas näher betrachten.

Cyrus, gleichwie er der erste Held des Alterthums ist, von dessen Eigenschaften und Thaten wir zuverläßige Nachricht in denen Geschichten finden, ohne, daß diese Nachrichten in die Dunkelheit der fabelhaften Zeiten und in die Ungewißheit der poetischen Erdichtungen eingehüllet sind, ist auch der erste, von dem wir wissen, daß er eine vollkommene und strenge Kriegszucht bey allen Gelegenheiten unterhalten hat, wie wir in dem Herodot, Xenophon, und andern Schriftstellern genugsame Nachrichten und Merkmahle davon finden. Die Perser, die durch ihn ihr Haupt über alle andere Völker empor huben, und die Beherrscher von Asien wurden, waren damals ohnedem einer strengen Lebens-Art und eines genauen Gehorsams

horsams gegen die Befehle ihrer Obern gewohnt, wodurch dem Cyrus die einzuführende gute Zucht destomehr erleichtert wurde; und wahrscheinlich haben sie es dieser Eigenschaft blos zu danken, daß sie Asien unter ihre Bottmässigkeit brachten.

Daß Alexander der Grosse in allen seinen Siegen und Eroberungen, womit er als ein reissender Strom den größten Theil der bewohnten und bekannten Welt überschwemmte, die genaueste Kriegszucht unterhalten habe, davon finden wir bey denen Geschichtschreibern die unverwerflichste Zeugnisse. Dieser ausserordentliche Ueberwinder sah es als ein Verbrechen an, wenn seine Soldaten an dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen zweifelten, geschweige, daß sie an dem Gehorsam gegen seine Befehle etwas hätten ermangeln lassen dürfen; und gleichwie er eben so mit den besten Grundsätzen der Regierungs-Kunst erfüllet war, als sein Muth alle Vorstellungen von der Tapferkeit der Helden übertraf; so war er so weit entfernet, die überwundenen Völker durch den Muthwillen der Soldaten leiden zu lassen, daß er ihnen vielmehr keinen Heller Tribut mehr auflegte, als sie unter ihren vorigen Beherrschern entrichtet hatten.

Sulla, der gegen die Vornehmsten der Gegen-Parthey ein grausamer Ueberwinder war, unterhielt dennoch in den Ländern selbst, die ihm zuwider

der gewesen waren, die strengste Kriegszucht. Vellejus Paterculus versichert, daß er sein Kriegs-Heer mit einer solchen Ordnung und Stille durch Calabrien und Apulien in Campaniam geführet hätte, daß Früchte, Aecker, Städte und Menschen nicht das geringste gelitten hätten.

Julius Cäsar, dessen Geist und Fähigkeiten eben so groß als sein Muth waren, und welcher, wenn er einige Laster an sich hatte, solche durch verwundernswürdige Tugenden ersetzte, gewöhnte seine Soldaten hauptsächlich zum Gehorsam und zu Ertragung des Ungemachs an. Er forderte den genauesten Gehorsam von ihnen, ohne, daß sie von seinen Unternehmungen im geringsten unterrichtet waren. Suetonius meldet ausdrücklich, daß er seine Absichten und Maasregeln geändert habe, wenn etwas von denenselben bey der Armee bekannt worden wäre.

Oefters ließ er das Kriegsheer aus dem Lager, das sie den Augenblick bezogen hatten, wieder ausrücken, und weiter marschiren, besonders, wenn es böses Wetter war, blos, um sie zu einem uneingeschränkten Gehorsam und zu Ertragung des Ungemachs anzugewöhnen. Hierinn gieng er ihnen selbst mit seinem Beyspiel vor. Er marschirte zu Fuß mit entblößtem Haupt vor seiner Armee her, und war so wenig zärtlich in seiner

Lebens-Art, daß er alles Ungemach mit ihnen theilte, und mit denen gemeinsten Speisen zufrieden war. Einsmal ließ er seinen Becker prügeln, weil er ihm ein besseres als gemeines Brod gebacken hatte. Wenn er zuweilen von der Kriegszucht etwas nachließ; so geschah es blos zu der Zeit, wenn sein Kriegs-Herr einen Sieg erfochten hatte; und dennoch bestand diese Freyheit, die er ihnen alsdenn gestattete, nicht in der Verwüstung des Landes, sondern in andern bey den Soldaten nicht ungewöhnlichen Ergötzungen und Ausschweifungen. Allein, zu anderer Zeit, und insonderheit, wenn er gegen den Feind anrückte, unterhielt er die strengste Kriegszucht, wie Suetonius und andere Geschichtschreiber versichern. Bey dem allen ist niemals ein Feldherr von seinen Soldaten so sehr geliebet worden, als Cäsar. Man findet davon Beyspiele, die ganz unglaublich seyn würden, wenn nicht alle Zeugnisse der Geschichte darinnen übereinstimmeten.

Pompejus der Grosse, der nicht weniger ein Held war, ob er gleich unter dem Glücke des Cäsars erliegen mußte, hat in allen seinen grossen und herrlichen Unternehmnngen die vollkommenste Kriegszucht beobachtet. Die Geschichtschreiber haben davon eine Menge Zeugnisse; und Cicero versichert, daß, als er sein Kriegs-Heer nach Asien geführet

führet habe; so sey auch nicht eine Spur zu finden gewesen, daß jemanden durch eine Uebelthat sey Schade zugefüget worden.

Wenn irgend ein römischer Kayser unter den Nachfolgern des Cäsars durch seine Kriegs-Thaten berühmt geworden ist; so finden wir bey denen Geschichtschreibern allemal auch ihre vortreffliche Kriegszucht bemerket, so, daß grosse Thaten nur die Folgen von der Ordnung und Disciplin bey denen Kriegs-Heeren zu seyn schienen. Lampridius meldet, daß, als Kayser Alexander Severus seinen Zug in Parthien verrichtet; so hätte man glauben sollen, daß nicht Soldaten, sondern Rathsherren marschiret hätten. Die Befehlshaber wären bescheiden, und die Soldaten liebenswürdig gewesen, der Kayser aber wäre deshalb von den Landleuten als ein Gott verehret worden.

Sogar unter denjenigen Völkern, die wir vor barbarisch und ungesittet halten, sind wahre und grosse Helden allemal strenge Beobachter der Kriegszucht gewesen. Man findet dieses von dem Tamerlan bemerket; und Mahomet der zweyte, dieser grosse Eroberer, welchem das türckische Reich seine ungeheure Grösse hauptsächlich zu verdanken hat, unterhielt seine Kriegs-Heere in einer verwundernswürdigen Zucht und Gehorsam. Als er mit einem grossen Heer in Ungarn eindrang, und die

Christen aus dem Markte Ketsche ihm ein Geschenk von Victualien brachten, und um eine Salveguarde baten, so schenkte er ihnen drey hundert Ducaten und einen türkischen Kaftan, der, wenn sie denselben seinen Soldaten zeigten, ihnen statt aller Salveguarde seyn würde; und in der That, so bald sich der Richter des Marktes in diesem Kaftan sehen ließ; so wollten die türkischen Soldaten nicht das geringste ohne Bezahlung annehmen, und unterstanden sich nicht einmal in dem Markte zu übernachten, wenn sie nicht besonders von denen Einwohnern dazu eingeladen wurden.

Wir würden eben dieses in den neuern Zeiten von allen Feldherren zu zeigen vermögend seyn, die auf den Nahmen der Helden einigen Anspruch machen können, wenn uns Friederich der Große, dieser wahre Held unserer Zeiten, den die spätesten, von Neid und Befürchtungen befreyeten Jahrhunderte über alles hinaus setzen werden, was das Alterthum weises, grosses, edles und heldenmüthiges gehabt hat, uns nicht statt aller Beyspiele dienen könnte. Die vortreffliche Kriegszucht, welche dieser in allem Betracht ganz unvergleichliche Monarch auch in feindlichen Ländern beobachtet, davon selbst die Unterthanen der feindlichen Staaten ein einmüthiges Zeugniß ablegen, und welche denen Preussischen Kriegs-Völkern nicht weniger zur

Ehre gereichet, als ihre Kriegs-Thaten, wird denen Helden der künftigen Zeiten eben so sehr zum Muster dienen, als die Helden-Thaten Friederichs bis zu denen entferntesten Jahrhunderten ein Gegenstand der Bewunderung und der Nachahmung vor sie seyn werden.

Wenn demnach die Regeln der Kriegskunst erfordern, daß man beständig, und auch sogar in Feindes Lande eine vollkommene Kriegszucht beobachtet; und wenn die wahren Helden alter und neuer Zeiten beständig also verfahren haben; so erwächset schon von selbst die Vermuthung, daß das allemal die Gegenfüßler der Helden sind, die eine schlechte Kriegszucht unterhalten. In der That, wenn übel disciplinirte Armeen etwas ausrichten; so geschiehet es blos, weil der Feind immer noch schlechter beschaffen ist. Wenn die Welt zuweilen unterrichtet wäre, mit was vor wenig Muth und Ordnung dasjenige ausgerichtet wäre, was sie als rühmliche Thaten ansehen: so würde der Werth derselben verringert werden. Wenn ein Feiger einen andern jaget, der noch feiger ist; so wird deshalb der erste feige kein Held.

Ich bin in denen Feldzügen von 1741. bis 1742. in Böhmen und Mähren ein Augenzeuge von denen Kriegs-Verrichtungen vielerley Herren Völker gewesen, die alle nur eine mittelmässige

und zum Theil eine sehr schlechte Kriegszucht beobachteten; und ich bin bey vielen Unternehmungen, die man als besondere tapfere Thaten in der Welt angesehen hat, entweder selbst gegenwärtig, oder sehr in der Nähe gewesen. Der Verdienst des obsiegenden Theils hat fast allemal in der ungemein grossen Zaghaftigkeit des Feindes bestanden. Vielleicht entschliesse ich mich einmal über diese Feldzüge Anmerkungen heraus zu geben.

Man sollte von einer Nation, die sich selbst vor kriegerisch ausgiebt, deren Schriftsteller von ihrer Tapferkeit und Muth viel Rühmens machen, die sich vor die gesitteste und vernünftigste, ja sogar vor den Brunnquell der Artigkeit und Höflichkeit in ganz Europa ansiehet, erwarten können, daß ihre in Deutschland eingerückten Kriegs-Heere die vollkommenste Kriegszucht beobachten würden. Allein, die einstimmige Nachrichten selbst aus den Landen ihrer Freunde und Anhänger bestärken diese Vermuthung keineswegs; und sie legen selbst öffentliche Zeugnisse ab, daß sie nichts weniger als Zucht und Ordnung zu unterhalten willens sind, indem sie sogar den Lauf der ordentlichen Posten hemmen, die Briefe eröfnen, und die Paquets davon rauben; und zwar thun dieses nicht etwa Marodeurs, sondern commandirende Befehlshaber. Wenn je eine Sache heilig und unverletzlich seyn soll;

soll; so sind es die öffentlichen Posten. Die Posten haben in ganz Europa einen unzertrennlichen Zusammenhang; und diejenigen, so in des Feindes Lande gehen, sind eben sowohl vor die Alliirten, freundschaftlichen und neutralen Länder, als sie vor die feindlichen Staaten sind. Der Abbruch, den man hierdurch dem Feinde thut, ist über die massen geringe; und man kann ihm hierinnen keinen Schaden zufügen, ohne zugleich den freundschaftlichen und neutralen Landen grossen Nachtheil zu verursachen. Denn, wenn man sagen wollte, daß man die in des Feindes Land bestimmten Briefe und Paquete davon nehmen könnte; so weis man ja, daß die in ein Land addreßirten Briefe und Sachen öfters weiter fort spediret werden sollen. Die Hemmung und Angreifung der Posten ist also der höchste Grad der Unordnungen des Kriegs, und nichts weniger als einer Art Krieg zu führen gemäs, die in vernünftigen und gesitteten Zeiten statt finden sollte. Am allerwenigsten aber sollte man dieses von denen Herren Franzosen gewarten, die Garants des Westphälischen Friedens seyn wollen.

Diese sonderbare Eigenschaften, welche sich dieses Volk beylegt, verdienen wohl bey einer andern Gelegenheit eine nähere Beleuchtung. Kein vernünftiger Mensch kann einsehen, wie es jetzo die

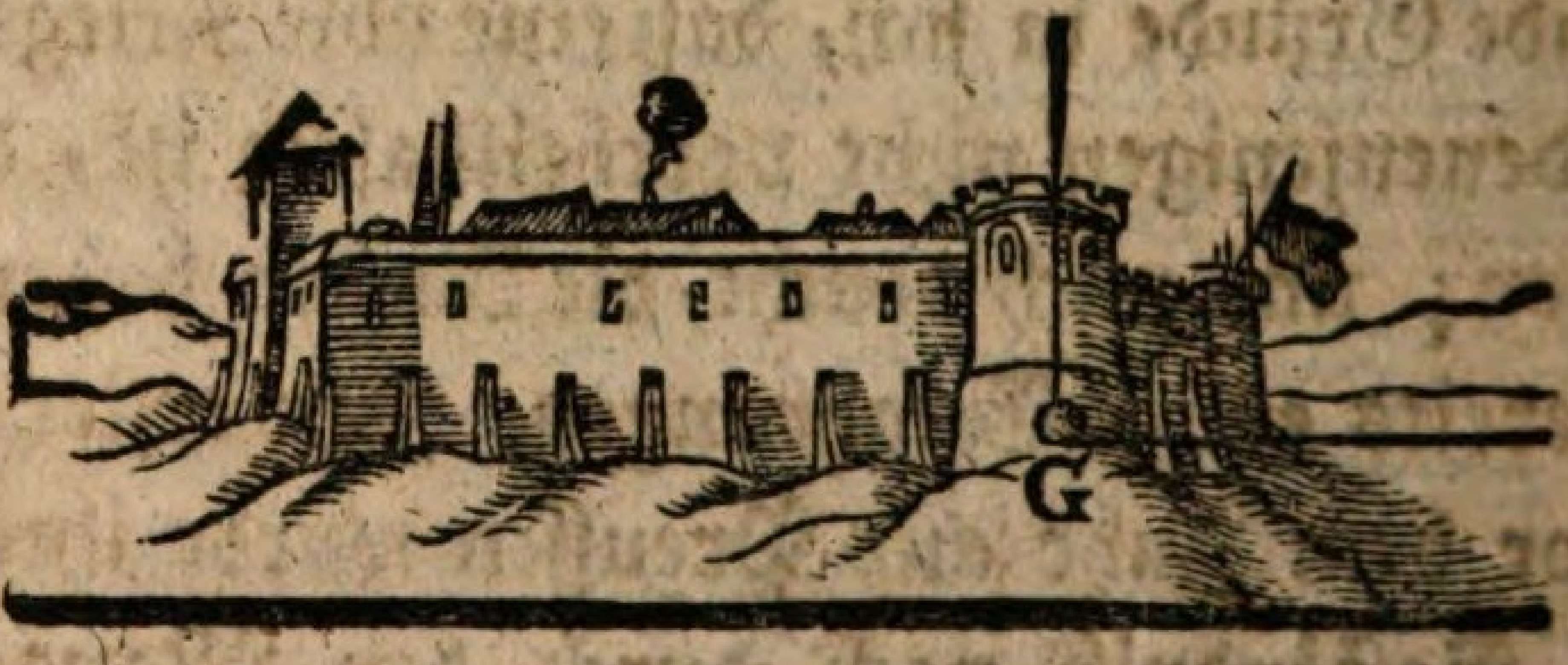
Frage von dem Westphälischen Frieden ist. Auf eben diese Art, wie sie sich jetzo diese Eigenschaft beylegen, so kann nicht das geringste in Deutschland vorgehen, wobey sie sich nicht als Garants des Westphälischen Friedens einmischen könnten. Diejenigen, welche sie in dieser Eigenschaft erkennen, würden grosse Ursache haben, unterthänige Remonstranzen an die Herren Franzosen ergehen zu lassen, daß sie doch vor allen Dingen die Garantie des Westphälischen Friedens wider sich selbst leisten möchten. Niemand hat durch die fameuse Clausul des Riswickischen Friedens und durch andere Vorfälle den Westphälischen Frieden so sehr durchlöchert, als eben sie, und wenn die Aufrechterhaltung der gesamten deutschen Staats-Verfassung zum Westphälischen Frieden gehöret; so müssen sie sich selbst den Einmarsch in Deutschland verwehren, weil die deutsche Staats-Verfassung und der ausdrückliche Innhalt der eidlich beschwornen Kayserl. Wahl-Capitulation erfordert, daß ohne Einwilligung des gesamten Reichs keine fremde Truppen in Deutschland eingeführt werden sollen; am allerwenigsten aber, daß solche fremde Völker alle deutsche Lande, denen sie sich nähern, in Contribution setzen, und den Lauf der öffentlichen Posten stöhren sollten. Seitdem diese Abhandlung zum erstenmal gedruckt worden, hat man durch das Betragen derer Herren Franzosen in Deutschland gar keine Veranlassung

anlassung bekommen, dasjenige zu widerrufen, was von ihnen hier gesaget worden. Die nachherigen Vorgänge zu Bielefeld, zu Halberstadt, und anderer Orten beweisen nicht allein ihre mittelmäsige Kriegszucht, sondern der zu Halberstadt beweiset noch etwas mehr, nemlich einen mit Ueberlegung und von denen Befehlshabern selbst gefaßten Vorsatz, unschuldige und wehrlose Städte gänzlich zu ruiniren.

Unterdessen, seitdem wir die Russen näher haben kennen lernen; so müssen wir freylich gestehen, daß die Franzosen gegen die Russen zu rechnen, wahre Engel von Soldaten sind, und daß die französische Kriegszucht gegen die russische sehr grosse Lobeserhebungen verdienet. Ich kann bey dem zweyten Druck dieser Abhandlung von diesem Verfahren der Russen unmöglich schweigen ohne mich einer sehr niederträchtigen Heucheley schuldig zu machen, nachdem ich einmal bey dem ersten Abdruck die französische schlechte Kriegszucht getadelt hatte. Diese Abhandlung hält meines Erachtens überzeugende Gründe in sich, daß eine üble Kriegszucht selbst denenjenigen nicht vortheilhaftig ist, die sie ausüben; und mich deucht, die Russen haben hiervon bereits einige Erfahrungen. Ihr erster Rückzug vor dem Jahr aus Preussen wurde ihrem eigenen Geständniß nach durch den Mangel der Subsistenz veranlasset. Dieser Mangel aber rüh-

rete

rete von der vorhergegangenen schlechten Kriegszucht her, wie sie selbst nicht in Abrede gewesen sind. Sollten die vernünftigen russischen Civil- und Kriegsbedienten dieses nicht selbst einsehen? Sollten sie keine Empfindungen von der Menschen-Liebe und dem natürlichen Schauer und Abscheu bey sich fühlen, der sich in dem vernünftigen Wesen der Menschen gegen barbarische Thaten so natürlicher Weise reget. Sollten sie nicht wahrnehmen, daß alle vernünftige Menschen hier interessiret sind, und daß es einer ganzen Nation zum ewigen und unauslöschlichen Vorwurf in den Geschichten gereichet, wenn sie sich dergleichen zu Schulden kommen läßt. Nein, das kann ich mir unmöglich einbilden; und alle vernünftige Menschen, denen das allgemeine Wohl des menschlichen Geschlechts am Herzen liegt, hoffen mit mir, daß man die irregulairen Trouppen, denen wahrscheinlich diese Ausschweifungen am meisten beyzumessen sind, künftig mehr im Zaum halten wird.



II.

Ob es nach den Regeln der Staats-Kunst rathsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten.

Es geschiehet in denen Kriegen nicht selten, daß sich der eine Theil fälschlich den Sieg zueignet. Man thut dieses nicht nur, wenn der Vortheil ziemlich gleich gewesen ist, sondern sogar, wenn man würklich geschlagen worden ist. Man findet hin und wieder glaubwürdige Nachrichten, daß der Prinz Eugen dieses Kunststück mehr als einmal ausgeübet hat. Der gegenwärtige Krieg hat uns gleichfalls bereits hiervon ein Beyspiel gegeben; und wahrscheinlich gehöret es in das neue Staats-System, daß man Minen von dieser Art mehr wird springen lassen. Es wird also meinen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich die Frage untersuche, ob es nach den Regeln der Staats-Kunst rathsam ist, „den Verlust einer Schlacht zu „läugnen, oder falsche Siege und Vortheile aus-„breiten.„ Ich will erst diese Gedanken des be-

rühmten Bayle in einer, seinem historischen und critischen Wörterbuch angefügten Dissertation über diesen Gegenstand, jedoch ohne die häuffigen Citationen, mittheilen, und sodann will ich selbst meine Meynung hievon sagen.

„Man eignet der Catharina von Medicis „diesen Spruch zu, daß eine falsche Neuigkeit, die „drey Tag geglaubet wird, einen Staat erretten „könne. Die Geschichte ist voll von dem Nutzen „der falschen Neuigkeiten. Die Häupter der Lige „behaupteten sich dadurch lange Zeit in Paris. „Der Herzog von Maine, der nicht läugnen konn„te, daß er die Schlacht bey Jvri verlohren hatte, „breitete das Gerücht aus, daß der Bearner hier „tod geblieben wäre, und daß die Lige auch in an„dern Gegenden siegreich wäre. Peter Matthias, „(in der Geschichte Ludwig des Eilften,) erzählet, „daß der Graf von Charlois, welcher einsah, wie „nöthig es war, daß seinem Herrn durch die Hof„nung eines schleunigen Beystandes Muth gema„chet würde, mit einem Parfüsser-Mönch abredete, „daß er sich stellen mußte, als käm er aus Bre„tagne, mit dem Vorgeben, daß er die Armee so „nahe zurückgelassen hätte, daß man sie noch die„sen Tag ankommen sehen würde. Dieses Kunst„stück vermehrte, wo nicht den Muth, jedoch die „Gedult der Allerniedergeschlagensten, und man

„zog

„aus dieser Lügen Vortheil, wenigstens die kurze
„Zeit über, da sie geglaubt wurde. Das grosse
„Verlangen, die Völker aus Bretagne ankommen
„zu sehen, verursachte, daß man diese Lügen als
„eine Wahrheit annahm, ohne sie zu untersuchen.
„Wenn ein Kriegs-Heer oder eine Stadt Beystand
„erwartet; so muß man beständig versichern, daß
„er kommt; und wenn man auch Zeitung von dem
„Gegentheil hätte; so ist es der Klugheit eines
„Oberhaupts gemäs, ein ganz ander Gerüchte lau-
„fen zu lassen. Syphax meldete dem Scipio,
„daß er ihm nichts weniger als Beystand schicken
„könnte, sondern, daß er vielmehr auf die Seite
„von Carthago getreten wäre. Scipio erzeigte den-
„noch denen Abgesandten die besten Bewirthungen
„und Schmeicheleyen, und beschenkte sie reichlich,
„damit er seinen Leuten glaubend machen möchte,
„daß Syphax käme, und daß die Abgesandten nur
„wieder umkehrten, um seine Ankunft zu beschleu-
„nigen. In Ansehung solcher listigen Erfindungen
„kann man hauptsächlich sagen: es geschiehet nichts
„neues unter der Sonnen. Die Neuern sind hier-
„innen nichts anders, als die Abschreiber des Alter-
„thums. Man hat fast zu allen Zeiten niemals
„auf die Ehre Anspruch gemacht, bey denen frischen
„Nachrichten von den Unglücks-Fällen des Staats
„aufrichtig zu seyn; und es wird allezeit nachthei-
„lig seyn, sich diese Ehre in den Kopf zu setzen. Ti-

„tus Livius tadelt den römischen Burgermeister „nicht ohne Grund, daß er nach der unglücklichen „Schlacht bey Cannas denen Deputirten der „Bundsgenossen den ganzen Verlust, den er erlit„ten hatte, aufrichtig gestand. Die Würkung von „dieser Aufrichtigkeit war, daß die Bundsgenossen „urtheilten, Rom könnte sich nicht wieder aufhelf„fen, und daß man folglich sich mit Hannibal ver„binden müßte.„

„Wir wissen aus dem Plutarch, daß ein Athe„nienser grausam gepeiniget wurde, um eine böse „Zeitung gebracht zu haben, die dennoch sehr rich„tig war. Nachdem derselbe von einem Fremden, „der in dem Piräischen Haven an das Land gestie„gen war, die Niederlage des Ninas erfahren hat„te; so gieng er stehendes Fusses, um dieses grosse „Unglück der Obrigkeit zu verkündigen. Man woll„te wissen, woher er diese Nachricht hätte; und „gleichwie er seinen Urheber nicht nennen konnte; „so züchtigte man ihn als einen betrügerischen „Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Man hörte nicht „auf ihn zu peinigen, bis man die Wahrheit dieser „Zeitung erfuhr. Wenn er fälschlicher Weise ei„nen Sieg angekündiget hätte; so würde man ihn „nicht bestraft haben. Die That des Stratokles „macht, daß ich also urtheilen muß. Er überredete „die Athenienser, den Göttern ein Opfer zu brin-

„gen,

„gen, um ihnen vor die Niederlage der Feinde zu „danken; und er wußte doch nur allzu gut, daß die „Flotte der Athenienser geschlagen war. Die Zei„tung von diesem Unglück wurde endlich gewiß und „öffentlich bekannt. Man erzürnte sich im ganzen „Ernst wider den Betrüger. Allein, man ließ sich „mit seiner Antwort abspeisen, und es geschah nichts „weiter. Was vor Unrecht habe ich euch zugefügt, „sagte er, ich bin Ursach gewesen, daß ihr drey Tag „hindurch vergnügte Stunden gehabt habet.

„Vielleicht giebt es Leute, die diese Gedanken „nicht ganz vor ungegründet halten. Man wird „sagen, die Athenienser gewonnen dadurch zwey „oder drey Tage voller Vergnügen und Ergötzlich„keiten, und sie entfernten so lange den Verdruß „von sich, den diese böse Zeitung verursachen muß„te. Allein, im Grund ist dieses ein gar kleiner „Vortheil. Es ist sehr verdrüßlich, von einer fal„schen Ueberredung, die grosse Freude verursachet „hat, zurück zu kehren; und man empfindet her„nach das Gewicht des Unglücks desto nachdrückli„cher. Uebrigens machen die öffentlichen Freudens„bezeugungen über einen eingebildeten Sieg eine „ganze Nation verächtlich, und geben dem Feind „guten Stoff zum Lachen. Wenn man dem Stra„tokles nach Verdienst hätte begegnen wollen, so „würde man ihn ernstlich gestraft haben.

„Vielleicht kann eine Privat-Person also ver-
„fahren, was Cicero gethan hat; wenigstens wür-
„de es von keinen wichtigen Folgen seyn. Unter-
„dessen ist es doch allemal wahr, daß die wahre
„Klugheit erfordert, auch in Privat-Angelegenhei-
„ten nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Es ist nicht
„gewiß, daß mein Feind tod ist; vielleicht wird man
„in einigen Tagen erfahren, daß er gesund und
„wohl ist. Allein unterdessen ziehe ich aus dem
„laufenden Gerüchte Vortheil; ich glaub es, und
„das ist so viel Gewinn vor mich. Dieses ist die
„Sprache des Cicero. Es liegt nichts daran, ob
„dieses ein bloser Scherz, oder eine aufrichtige Er-
„klärung seiner Gedanken gewesen ist. Allein, wenn
„ein Staat auf diese Art verfahren, und nach einer
„falschen Nachricht von der Niederlage der Feinde
„seine Maaßregeln einrichten wollte; so würde er
„sich zuweilen einem grossen Unglück aussetzen.
„Es erzählet ein Geschichtschreiber, daß, nach-
„dem das Gerücht gelaufen, daß Scipio, der
„Africaner, und sein Bruder gefangen genom-
„men, und daß die römische Armee, die sie un-
„ter ihrem Befehl hatten, von dem Antiochus
„gänzlich geschlagen worden wäre, die Aetolier
„sofort das römische Joch abgeworfen hätten. Die-
„ser Schritt konnte ihnen nicht anders als nach-
„theilig seyn. Die Nachricht des Livius hiervon,
„die verschiedene Besonderheiten enthält, verdienet

„nachge-

„nachgelesen zu werden. Man findet hier ein schö-
„nes Beyspiel von der Betrüglichkeit des Gerüchts.
„Man siehet hier, daß eine so offenbare Unwahr-
„heit selbst die Deputirten der Aetolier bey der Ar-
„mee des Scipio zum Urheber hatte, u. daß nur ein
„Geschichtschreiber hiervon die Nachricht hinter-
„lassen hat.

„Man muß nicht glauben, daß Catharina von
„Medicis hat sagen wollen, daß eine falsche Neuig-
„keit, die drey Tag geglaubt wird, den Staat bey
„aller Gelegenheit erretten könnte. In solcher Art
„von Sprüchen muß man keine allgemeine Wahr-
„heit suchen. Eine falsche Ueberredung ist zuwei-
„len nützlich, zuweilen schädlich; und vielleicht kann
„man eben das von einer wahren Ueberredung sa-
„gen. Die Wahrheit, die viel allgemeiner ist, kommt
„darauf an, daß es allemal nützlich ist, dem Volck
„einen Theil des Unglücks bey dem Verlust der
„Schlachten, und bey allen andern wichtigen Un-
„glücksfällen zu verbergen. Dieser Betrug gehört
„nicht unter dasjenige, was man Staatsstreiche
„oder Geheimnisse der Regierungs-Kunst nennet.
„Das ist ein gewöhnliches Verfahren der politi-
„schen Klugheit, und gleichsam eine Regel, die zum
„A. B, C, in dieser Wissenschaft zu rechnen ist.
„Niemand kann demnach die Verstellung der Wahr-
„heit bey einer Nachricht tadeln, die unmittelbar

„auf die Begebenheit folget. Das gemeine Beste „erfordert, daß man rednerische Figuren anwendet, „welche den Verlust, den man erlitten hat, und den „Vortheil des Feindes verringern.

„Allein vielleicht würde es zu wünschen seyn, daß „diese Nachrichten nur vor das Ohr wären, oder, „daß sie wenigstens nicht gedruckt würden. Denn „der Druck verewiget sie, und macht, daß sie von den „Geschichtschreibern zum Grunde geleget werden.

„Dieses breitet über die Geschichte ein un„durchdringliches Chaos der Unwissenheit aus, und „entziehet denen nachfolgenden Jahrhunderten „die Erkenntniß der Wahrheit. Einige glauben, „daß dieses ein starkes Gegegenwichte auf der an„dern Seite ist, wenn auf der einen Seite die Le„sung der Zeitungen allenthalben vielen nützlichen „und angenehmen Unterricht verbreitet, und daß „sie so gar den besten Schriftstellern zur Lehre die„nen kann. Allein, erwiedert man hierauf, die Auf„richtigkeit herrscht nicht in diesen täglichen Nach„richten; es sind vielmehr Schutzschriften als Ge„schichte. Und was ist denn eine Schutzschrift? Eine „Rede, worinnen man sich bemühet, nichts als „die gute Seite von seiner eignen, und die schlimme „Seite von des Gegners Sache zu zeigen.

„Wenn

„Wenn diejenigen, die also reden, ein gutes „Mittel an die Hand geben könnten, daß dasje„nige nicht geschehe, was sie verdammen; so wür„den sie die sinnreichsten Köpfe von der Welt seyn. „Es ist wahr, man vergrössert und verringert dar„innen die Sachen; allein vernünftige Leser werden „dadurch nicht betrogen. Sie wissen gar wohl dieje„nigen Blätter zu unterscheiden, die sich am meisten „der Wahrheit und dem guten Glauben nähern.

„Aber bey dem allen ist es nicht möglich, in „diesen Schriften alles dasjenige bekannt zu ma„chen, was man weis. Man muß etwas des „öffentlichen Nutzens halber, und zuweilen auch „etwas der Privatvortheile halber aufopfern. „Da die List ohnedem in dem Kriege erlaubet ist; „so muß man die Kunstgriffe der Zeitungsschrei„ber entschuldigen. Der Fleiß, den sie anwenden, „denen Nachrichten des Feindes zu begegnen, sind „eine Art des Krieges; und daher kommt es, daß „ihre Blätter von einigen politischen Schriftstellern „unter die Waffen der Feder gerechnet werden.„

So weit gehen die Gedanken des berühmten Bayle, die eigentlich zu der gegenwärtigen Frage gehören. Wir wollen nunmehro unsre eignen hinzufügen. Ich glaube, meine Leser werden seinem Urtheile von den Zeitungen gerne beytreten.

Man siehet daraus, daß die Zeitungen vor sechszig Jahren schon eben das waren, was sie itzo sind, nämlich eine Mischung von Wahrheit und Lügen, ohne daß denen meisten Zeitungsschreibern selbst viel dabey zur Last geleget werden kann. Die wahren Nachrichten, sie kommen von dieser oder jener Seite, haben darinnen allemal eine gewisse Hülle um sich, indem auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern Seite zu viel gesaget wird. Man hat hier die Körner mit samt dem Spreu. Ein vernünftiger Leser weis die Körner schon davon abzusondern. Die leichte Spreu wird von dem Winde leicht weggetrieben. Man muß auf der einen Seite abziehen, und auf der andern zulegen. Wenn man eine Zeitung ein Viertel Jahr gelesen hat, wenn man die Quellen beurtheilet, aus welchen die Nachrichten kommen; so wird man sich gar leicht Regeln machen können, wie groß oder klein dieser Abzug oder Zusatz seyn muß. Wir haben eine grosse Menge Tabellenschreiber. Hier fände einer von ihnen eine nützliche Arbeit zum Unterricht der Einfältigen. Er müßte alle holländische und deutsche Zeitungen in eine Tabelle bringen, und die Proportion des Zusatzes und Abzuges dabey bestimmen. Das würde just so eine Tabelle werden, als wenn man die Schwere der Körper im Wasser abwieget. Man würde in der Tabelle zweyerley Schwere bemerken müssen, die

Schwere

Schwere in der Luft oder im Winde, und die Schwere im Wasser. Die Ordnungen der Zeitungen müßten nach der größten Proportion der Lügen gemacht werden. Diejenigen, deren Schwere in der Luft und im Wasser am wenigsten unterschieden ist, müßten die Stelle des Goldes einnehmen. Nach dieser Ordnung hoffe ich die F⸗⸗ die E⸗⸗ die S⸗⸗ die C⸗⸗ die H⸗⸗ Zeitungen nicht an der Spitze zu sehen.

Was die Hauptfrage selbst anbetrift; so sind die Gedanken des Bayle seiner Gewohnheit nach lebhaftig und scharfsinnig. Allein ich glaube nicht, daß man ihm in allen Beyfall geben kann. Wenigstens ist der Satz, daß man bey allen Unglücksfällen des Staats dem Volke einen Theil des Verlustes verbergen müssen, keinesweges allgemein wahr. Dieses Verfahren kann von der Staatsklugheit nur bey zween Umständen gebilliget werden, nämlich, wenn der Unglücksfall in den Credit der Nation einen Einfluß hat, und wenn es nöthig ist dem Volke und den Bundsgenossen einen Muth zu machen, oder sie auf der Partey standhaft zu erhalten.

Der Credit eines Volks ist eine sehr zärtliche Sache. Ein jedes Mißtrauen versetzet dem Credit eine Wunde. So bald sich ein grosser Un-

glücksfall ereignet, der in die Commercien einen Einfluß hat; so entstehet ein solches Mißtrauen. Alle Ausländer, welche mit den Kaufleuten und Einwohnern des Landes in Verkehr stehen, werden wegen der Bezahlung der Waaren, die sie geliefert haben, oder zu liefern im Begriff sind, in Besorgung gesetzet. Die Actien und andre öffentliche Fonds dieser Nation, die Wechselbriefe ihrer Kaufleute fallen sofort, oder werden gar nicht angenommen. Diese Folge des Unglücksfalles ist ein neues Unglück, welches der Nation sehr nachtheilig ist. Wenn es möglich gewesen wäre, das Unglück von Lissabon zum Theil vor denen Ausländern zu verbergen; so würde Portugal sein Unglück weit weniger empfunden haben. Bey allen Unglücksfällen also, welche in die Commercien und in den Credit der Nation bey auswärtigen Völkern einen Einfluß haben, ist es der Staatsklugheit gemäß, das Unglück und den Verlust in den Augen der Welt, so viel möglich, kleiner zu machen.

Eben dieses findet auch bey denen Schlachten und Eroberungen statt, wenn es die Umstände erfordern, den Muth der Bundsgenossen zu stärken oder aufzurichten. Es war dem Prinzen Eugen nicht ganz zu verdenken, wenn er zuweilen einen Sieg ausbreitete, wo er geschlagen war. Das

Haus Oesterreich hatte es mit vielen Bundsgenossen zu thun, die bey Muth und gutem Willen erhalten seyn wollten. Allein die Beylegung eines falschen Sieges ohne alle Wahrscheinlichkeit würde eine sehr thörichte Maaßregel seyn. Die Nation würde dadurch ihren Endzweck nicht erreichen. Sie würde sich vielmehr, wie Bayle bemerket, verächtlich und lächerlich machen. Eugen besaß die Geschicklichkeit, einen erdichteten Krieg wahrscheinlich zu machen. Er nahm unmittelbar darauf die Belagerung eines wenig beträchtlichen Platzes, oder eine andere nicht allzu wichtige Unternehmung vor. Man urtheilte daraus, eine Armee, die sich thätig erwiese, könnte nicht geschlagen seyn; und der Sieg wurde geglaubet.

Dem Volke durch erdichtete Siege und Vortheile, oder durch Verbergung der unglücklichen Zufälle den Muth zu stärken, ist nur alsdenn nöthig, wenn das Volk einen grossen Antheil an der Regierung hat, wenn man Aufruhr oder widrige Parteyen zu besorgen hat, oder wenn der Staat bereits wirklich von innerlichen Kriegen zerrüttet wird. In Staaten, wo dergleichen Umstände nicht vorwalten, besonders in unumschränkten Monarchien, hat man von dieser Staatsklugheit weder Schaden noch Vortheil zu gewarten. Dergleichen

gleichen falsche Nachrichten sind auch alsdenn mehr eine Frucht der Eitelkeit, als der Staatsklugheit.

Es ist sogar weder in Ansehung der Bundsgenossen, noch in Ansehung des Volks bey der eingeschränkten Regierung eine allgemeine Regel, daß dergleichen falsche Nachrichten nützlich sind. Die wahre Staatsklugheit erfordert öfters ganz das Gegentheil. Wenn ein Staat von mächtigen Feinden angegriffen wird, denen er sich nicht gewachsen zu seyn erkennet; so erfordert es im Anfange die Staatsklugheit, eher den Verlust und die Gefahr zu vergrößern, als zu verringern. Wenn die Holländer im Jahr 1672. die französischen Vortheile hätten geringer machen, und sich erdichtete Siege beylegen wollen; so würden sie ihre Bundsgenossen zu ihrer Rettung weit langsamer auf die Beine gebracht haben. Nichts wäre so sehr zur Unzeit gewesen, als wenn das Haus Oesterreich im Jahr 1741, als es von so vielen Feinden angegriffen wurde, sich hätte erdichtete Siege und Vortheile zuschreiben wollen. Der mäßige Verlust einer Schlacht würde damals der beweglichen Rede Ihro Majestät der Kaiserinn auf dem Ungarischen Reichstage desto mehr Eindruck verschaffet haben.

Es

Es ist so weit gefehlt, daß es allemal der Staatsklugheit gemäß seyn sollte, die feindlichen Vortheile geringer abzuschildern, daß es so gar Umstände geben kann, wo es der Staatsklugheit gemäß ist, sich mit Fleiß schlagen zu lassen. Ohne uns um Beyspiele in der alten Geschichte zu bemühen; so findet man, daß glaubwürdige Geschichtschreiber davor halten, es sey dem Hause Oesterreich nicht zuwider gewesen, daß die Türken im Jahr 1739 verschiedene Vortheile über seine Kriegsheere erhielten. Man sey über den Fortgang der Rußischen Waffen eifersüchtig gewesen, und habe Ursachen gewünschet, um einen Frieden schließen zu können. Mit dieser Staatsklugheit würde demnach ein erdichteter Sieg nicht übereingestimmet haben.

Wenn dergleichen falsche Nachrichten der Staatsklugheit wirklich gemäß sind; so kommt alles auf die Umstände an; und diese erfordern gewiß eine sehr reife Ueberlegung. Man kann sich leicht durch solche falsche Ausbreitungen mehr Schaden als Vortheile stiften. Ich bin demnach mit dem Bayle gar nicht einverstanden, daß dieses eine A B C-Regel in der Staatsklugheit ist. Es wird dazu vielmehr eine sehr tiefe Einsicht und Kenntniß in derselben erfordert. Ueberhaupt wird es sehr wenig Fälle geben, wo dergleichen Erdichtungen

rungen im Kriege einen wahren Vortheil verschaffen. Ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß die rechte Staatsklugheit in List, Lügen und Mangel der Ehrlichkeit bestehet. Eine tiefe Einsicht in alle Umstände, Aufrichtigkeit, wohl überlegte Rathschläge, die ein unverbrüchliches Geheimniß sind, und eine geschwinde Ausführung derselben, sind meines Erachtens die Hauptregeln der Staatsklugheit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael von,

Des Herrn von Loen Freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichts-Hö
fen, von der Policey, von dem Gelehrten- Bürgerlichen- und Bauern-Stand,
von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa samt einem Anhang
zweyer Abhandlungen von der Kriegszucht und der Ausbreitung falscher Siege

Ulm ; Frankfurt ; Leipzig 1760

Herald. 84#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455208-1
VD18 14613050